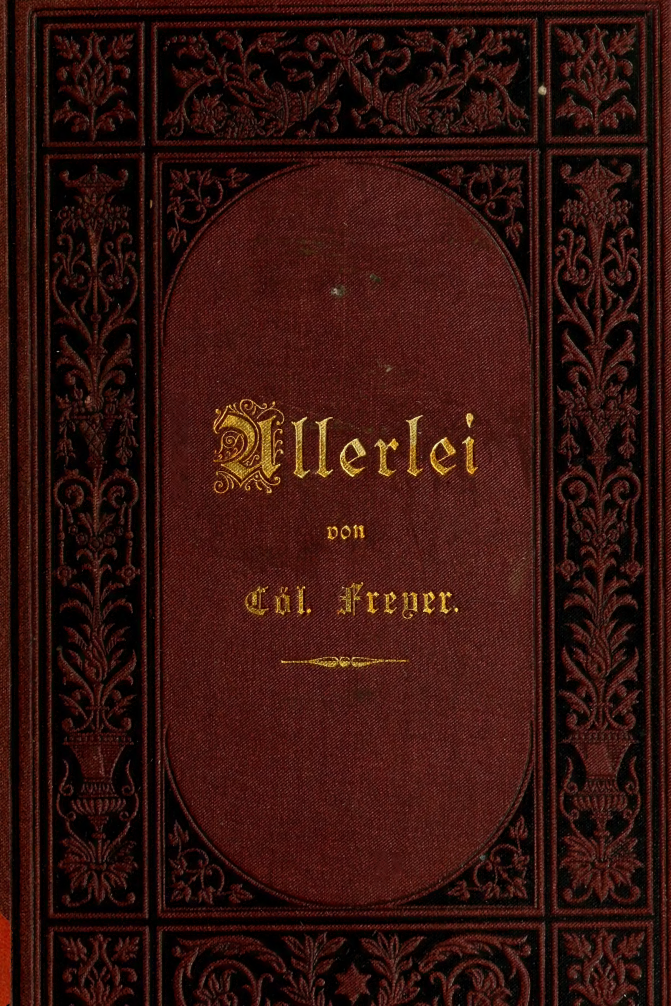
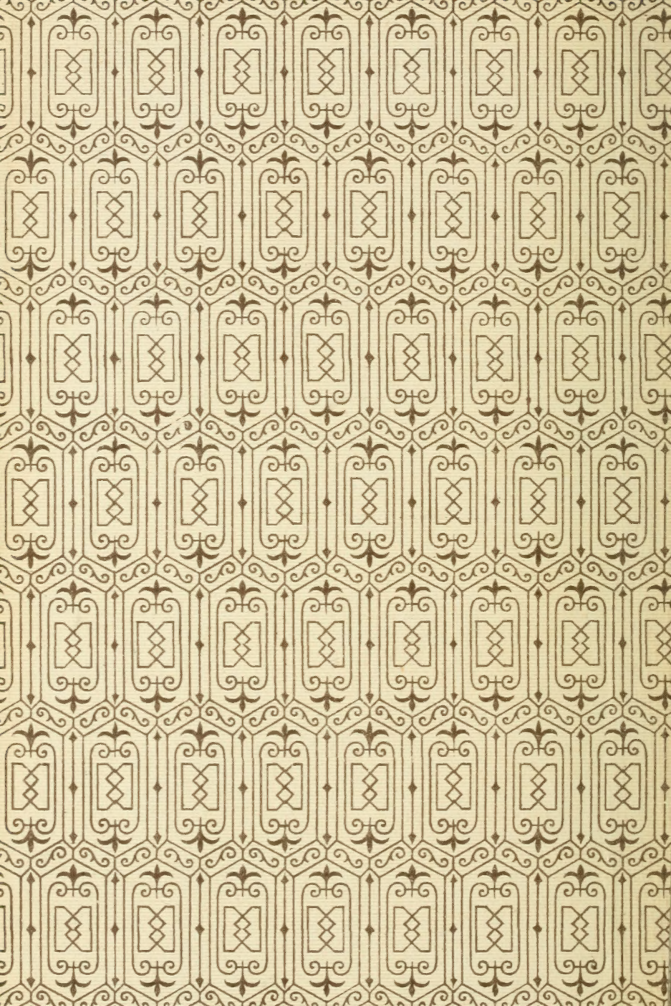
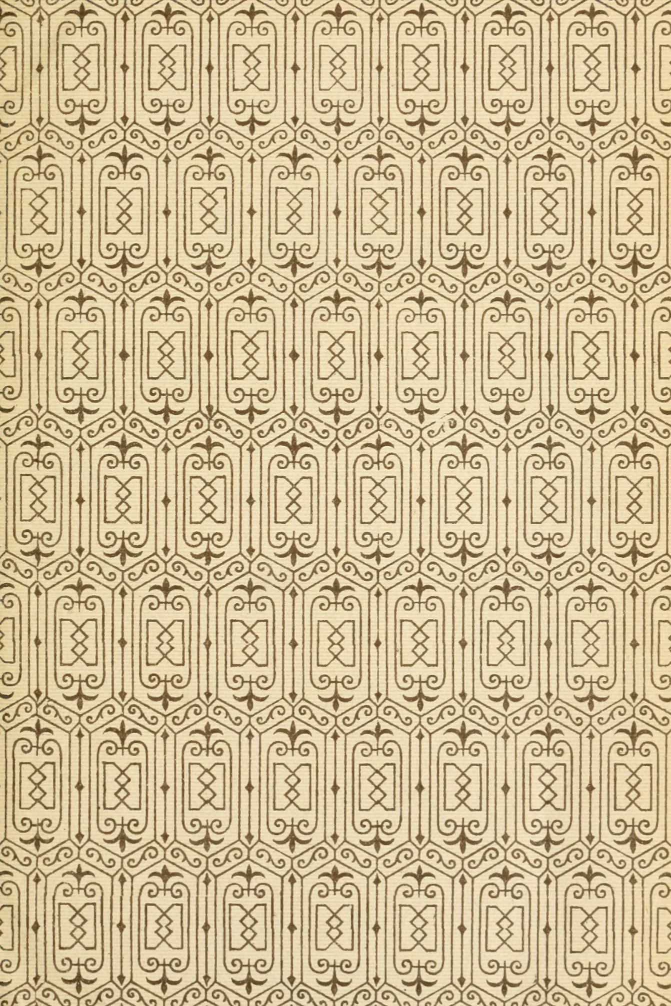
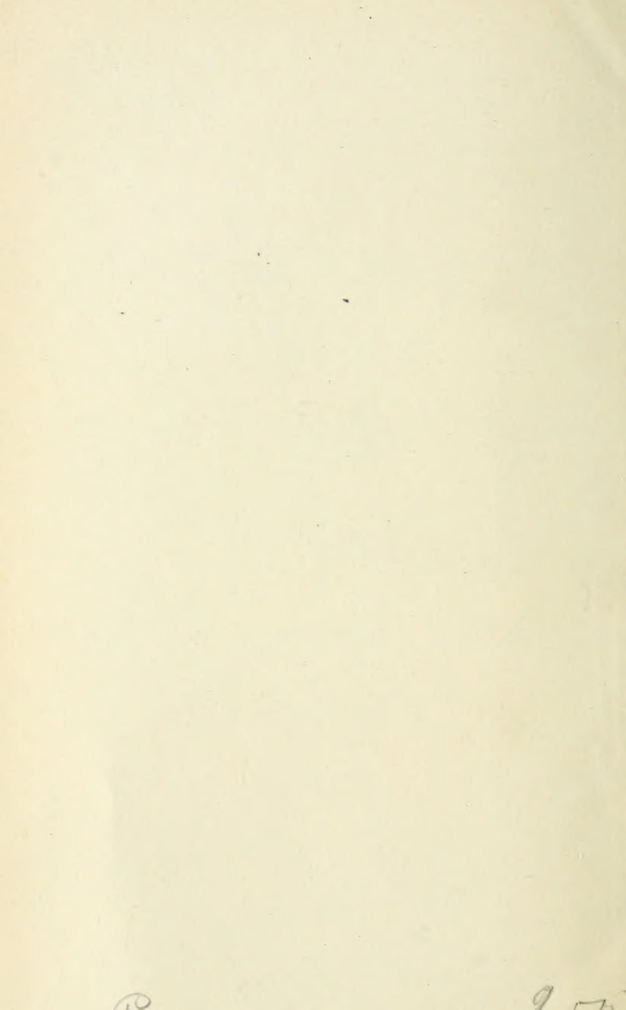

Allerlei
von
Cöl. Freyer.







UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Allerlei

aus dem Leben für das Leben.

Von

Cöl. Freyer.

Hamburg. 1883.

Agentur des Rauhen Hauses.

9810
28/11/90

Alle Rechte vorbehalten.

Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg.

Vorwort.

Es war ein Sonntag-Nachmittag im Frühling, an einem rechten Sonnentag und echten Frühlingstag, viel zu schön, als daß man ihn ganz beschreiben könnte. Am offenen Fenster schmetterte der Kanarienvogel in seinem glänzenden Käfig, aus dem jungen Korn schwang sich die Lerche trillernd zum wolkenlosen Himmel empor, der Staar pfiff vom Kirschbaum herab und schnarrte mitten in sein Lied hinein, als hätte er eben einen sehr närrischen Einfall gehabt, im Gebüsch probte bisweilen die Nachtigall mit einigen Tönen für ihr Nachtkonzert. Ein Mann aber ging mit Weib und Kind im nahen Walde spazieren. Er hatte es sich die Woche hindurch in seiner Werkstatt sauer werden lassen. Am Morgen des heiligen Tages hatte er das Wort des Lebens gehört. Nun wollte er sich in Gottes Schöpfung erquicken. In den Bäumen verborgen sang ein Waldvögelein. Schlicht war sein Lied. Mancher Wanderer war vorübergegangen, ohne des kleinen Sängers zu achten. Der Mann aber sagte zu den Seinen:

„Das gefällt mir und dieser Sang ist mir lieb. Ist er doch wie gemacht für uns. Wenn man recht auf ihn hört, dann versteht man seine Weise und der Ton geht einem zu Herzen. Es ist, als ob das Vöglein wüßte, was man selber sagen und singen möchte!" Und er lauschte andächtig und kam Sonntag für Sonntag, Waldvögeleins Lied zu hören.

Kleine schlichte Lieder waren es, die ein Unbekannter seit mehreren Jahren für die Sonntag-Nachmittage schlichten Leuten seiner Heimath sang. Viele, die sie hörten, haben gemeint: „Das klingt uns aus dem Herzen und wir verstehen Wort und Melodie. Singe nur wieder!" Viele haben die Lieder nicht gehört, sie gefallen vielleicht dem einen und andern. Jenen zur Erinnerung, diesen zur Erbauung, sind sie hier noch einmal gesungen. Der aber, der dem Vöglein die Gabe des Gesanges geschenket hat, geleite sie!

Der Verfasser.

Sonn- und Festtage.

1. Advent.

Jeder Mensch hat sein eigenthümliches Gesicht. Jede Zeit hat ihr eigenthümliches Gesicht, nicht nur jede Tages- und Jahreszeit, sondern auch jede heilige Zeit. Eine sonderliche heilige Zeit ist der Advent, die Zurüstung auf das erste große Fest der Christenheit: auf Weihnachten. Mir haben die vier Sonntage mit ihren Wochen von jeher etwas ganz Besonderes gehabt. Man wartet und hofft auf Etwas, die Gedanken richten sich in die Zukunft, man spürt einen Zug, eine Sehnsucht nach Künftigem. Das wird wohl nicht allein bei mir so sein, sintemal ich keine Ausnahme bin, noch sein will. Du fühlst auch etwas davon, nicht wahr? Worauf warten wir? Auf Weihnachtsgeschenke, Ueberraschungen, Erfüllung lang und still gehegter Wünsche? Gewiß nicht. Wir sind ja keine Kinder mehr und sollen abgethan haben, was an uns und in uns kindisch war! Alle Gaben, die das Fest aus Menschenhänden bringt, sind Nebensache. Man soll aber eine Nebensache nicht zur Hauptsache machen. Oder warten wir auf mehr Licht nach den trüben, kurzen Tagen? Sehnen wir uns nach Erlösung von der Finsterniß, die in den Adventswochen so drückend auf uns liegt? Vielleicht mit, aber allein nicht. Im Advent ist es rechten Christen

zu Muthe, wie dem Volke in den Tagen, wo es seinen König zum Besuch erwartet. Und ein König will ja kommen: der König der Ehren, nicht sichtbar, sondern unsichtbar, nicht leiblich, sondern geistig und geistlich, nicht auf die Straßen und in einige Häuser, sondern in die Herzen. Darum heißt es, in diesen aufräumen, kehren und reinigen, schmücken und bekränzen. Verstehst Du, was ich damit meine? — Wunderbar ist es aber, daß der Advent, die heilige Wartezeit, gerade in die Wochen fällt, wo es bei uns am dunkelsten ist, und daß, wenn das Licht der Sonne am Himmel uns wieder länger zu scheinen anfängt, auch der kommt, welcher spricht: „Ich bin das Licht der Welt." Ob es uns Deutschen dadurch wohl leichter gemacht werden soll, zu begreifen, was das Licht der Welt zu bedeuten hat, und uns von ihm erleuchten zu lassen, daß wir nicht wandeln in Finsterniß?! — Wir Christen sind nicht die Ersten, die Advent halten. Einst war ein Advent, der Jahrhunderte, um nicht zu sagen Jahrtausende, gedauert hat. Die ganze Menschheit wartete. Ein sehr kleiner Theil derselben hoffte auf Jemanden: auf einen Heiland, einen wirklichen, wenn auch weltlichen König; der größte Theil auf Etwas: auf Heil, Besserung, auf eine „goldene Zeit." Da war Reden und Ahnen von „besseren, künftigen Tagen." Daran will uns unsere kurze Adventszeit erinnern. Wir aber sollen froh sein, daß wir wissen, wen und was wir zu erwarten haben.

Ob nun die Menge der Christen bei uns ein rechtes Gefühl vom Advente hat? Glaube nicht. Für die Mehrzahl unsres Geschlechts scheint eine Zeit wie die andere zu sein, wenigstens nicht der Unterschied, den ich meine. Manchen wird es nur aus den Weihnachtsanzeigen der Zeitungen oder aus den besonders erleuchteten und aufgeputzten Schauläden bewußt, daß jetzt „vor Weihnachten" ist, andern

nur aus den Wünschen ihrer Kinder für die Bescheerung, andern aus ihren eignen Geschäften und Hantierungen, die in diesen Wochen den Hauptumsatz bringen sollen. Heutzutage jagt und hetzt Alles so dahin, daß keine Zeit übrig bleibt, der heiligen Zeit ins Gesicht zu sehen und Etwas zu bedenken, was weder den Beutel, noch den Magen angeht. Dazu kommt: das Höhere, Heilige herrscht nicht mehr so, wie sonst im öffentlichen, zumal im häuslichen Leben. Unsere Häuser, will sagen unser Familienleben hat kein Sonntagskleid mehr, sondern geht immer nur im gewöhnlichen Arbeitsrocke einher, höchstens einmal im luftigen Ballstaate bei irgend einer weltlichen Lustbarkeit. Es ist in unsern Häusern stumm und alltäglich geworden, darum auch wenig vom Advent zu spüren. Als ich ein Knabe war, sangen wir Kinder hin und her in den Häusern das Adventslied: Ich freue mich in dir und heiße Dich willkommen — nach einer mehr weltlichen Melodie. Und die Alten sangen mit. Sie konnten es auswendig, denn es bildete jeden Adventssonntag den Schluß des Gottesdienstes. Auch die alten heiligen Adventsgeschichten vom Priester Zacharias, seinem Weibe Elisabeth und der Maria u. a. wurden vorgelesen. Mit dem ersten Adventssonntag wurde das vom letzten Weihnachten her aufbewahrte Spielzeug der Kinder hervorgeholt und an den langen Abenden von Jung und Alt der Weihnachtsleuchter gebaut, ein einfach Kunstwerk aus Drahtreifen, säuberlich mit Moos umwunden und mit Glasperlen geschmückt. Dann merkten Alle im Hause, daß Advent wäre, ebenso die, die ins Haus kamen. „Das sind aber nur Aeußerlichkeiten!“ Ja wohl. Aber das Aeußere wirkt auf das Innere, und was so von außen her dem Menschen, vorab der Jugend, eingeprägt wird, vergißt er sein Leben lang nicht. Anderwärts kamen in der Adventszeit auf den Dörfern in einer großen Stube

die Leute zusammen, ließen sich von einem Kinde eine Adventsgeschichte vorlesen und von dem Lehrer oder Pfarrer erklären und sangen flugs einmal einen Adventsvers dazwischen. Was geschieht jetzt Adventliches in den Häusern?

„Aber in der Kirche — — ?" Viele gehen nicht dahin wegen der weltlichen Geschäfte vor Weihnacht, können auch oft nicht, denn die Kirche ist weit und die Kälte groß. „Aber in der Schule — — ?" Was nützt das den Großen? Und wenn nun kein Kind aus dem Hause zur Schule geht? — Wie wäre es, wenn wir versuchten, wieder etwas Adventliches in unsere Häuser zu bringen, ein wenig Singen oder Lesen oder ein Bild oder dergleichen eins?

2. Weihnachten.

Weihnachtsgeschichten.

1.

Es ist heiliger Abend. Das große, prächtig eingerichtete Haus in der Stadt ist taghell erleuchtet. Diener tragen auf Anordnung des Herrn eine Menge Geschenke nach dem Bescheerungszimmer und ordnen die kostbaren Dinge an bestimmten Plätzen. Da ist Seide, Sammt, Gold, Silber, Porzellan. Das ganze geräumige Zimmer gleicht einer Ausstellung. Endlich ist alles fertig. Es klingelt. Nach und nach finden sich eine Dame, ein junger Herr und zwei junge Damen ein. Scheint nicht, daß sie sehr ungeduldig gewartet haben. Jedes sucht seinen heiligen Christ, besiehet dies und jenes. Aber es geht so ruhig dabei zu, daß man gar nicht glaubt, es sei heiliger Abend. Die Leute geben sich alle Mühe, fröhlich auszusehn, aber es will nicht recht gelingen. Und das Bedanken ist so steif und wohl gesetzt, daß man merkt, es kommt nicht aus den

Herzen. Mama meint: „Das und das wäre nicht nöthig gewesen.“ Der Herr Sohn hätte sein Weihnachten lieber in baarer Münze gehabt, denn Neujahr kommt, da braucht er Geld, sehr viel Geld, die ihm borgten, wollen Kapital sammt Zinsen haben und sich nicht mehr vertrösten lassen. Fräulein Tochter sagt halblaut zur Schwester: „Ich dachte, ich würde den Schmuck bekommen, den ich mir neulich beim Juwelier besehn, das wäre doch etwas Besonderes gewesen“ — und läßt verdrießlich die Unterlippe hängen. Eins nach dem andern macht sich davon in sein Zimmer, der Sohn aus dem Hause in seine lustige Gesellschaft. Es scheint den Leuten ordentlich drückend zu sein, daß sie einmal Alle allein unter ihrem Dache beisammen sein müssen. Sonst geht jedes seinen eignen Weg, nur Gesellschaft, Ball, Theater oder sonst ein Vergnügen vereinigt sie unter andern Menschen. So ist es immer gewesen. Sie stimmen nicht zusammen. Und nun diese trübseligen Feiertage! Ein Glück für die Damen, daß man Besuche machen und von den empfangenen Kostbarkeiten erzählen kann, für die Herren aber, daß Club, Kaffeehaus, Spielgesellschaft nicht geschlossen sind! — Was ist Weihnachten, wo die Liebe fehlt? Eine Last und eine Qual.

2.

Es ist heiliger Abend — in einem andern Hause. Vater hat den Christbaum angeputzt und die Lichter angezündet, Mutter auf dem langen Tische Alles für die Kinder zurecht gelegt. Diese vergehn in der Kammer nebenan fast vor Ungeduld. Noch einmal mustern die Eltern jeden Platz, daß Nichts vergessen ist und jedem das Seine wird: den größern die Kleider und Bücher und Spiele, den kleinern der Baukasten, der Wagen, das Steckenpferd, die Puppen, selbstverständlich dazu die Pfefferkuchen, Aepfel und Nüsse. —

Herein! — Die Kinderschaar kommt angestürmt. Das ist ein Suchen und Fragen, ein Zeigen und Jubeln. Das bläst und trommelt, klappert und rasselt, ruft und jauchzt, daß man sein eigen Wort nicht verstehn kann. Vater aber bringt der Mutter auch einen heiligen Christ, Mutter bescheert dem Vater auch Etwas, was er gut brauchen kann. Die Kinder hängen sich an sie, danken mit Hand und Kuß und versprechen, „schön folgen“ zu wollen. Die Eltern setzen sich mitten unter die Kinder, spielen mit ihnen, werden selbst wieder Kinder. Zuletzt nimmt doch die Lust ein Ende. Die Kinder werden zu Bett gebracht, der Lichterglanz ist erloschen. Auch die Eltern suchen die Ruhe. Die Feiertage kommen. Alles geht wieder im alten Gleise. Aber dem Mann, der Frau fehlt etwas. Als sie selbst Kinder im Hause frommer Eltern waren, da gab es noch etwas Anderes zu Weihnachten, da hatte man mehr vom Feste und es kostete nicht so viel Geld. — Was ist Weihnachten, wenn die Liebe da ist, aber der Glaube fehlt? Ein kurzer Freudenrausch, auf den große Nüchternheit folgt.

3.

Es ist heiliger Abend — in einem kleinen, niedrigen Hause. Ein Christbäumchen steht auf dem weiß gescheuerten Tische. Die Kinder haben es sich selbst aus Fichtenzweigen, dem Abfall von den stubenhohen, theuren Bäumen zusammengesteckt. Nichts weiter hängt daran, als einige geschenkte Aepfel, und nur einige Stückchen von einem dünnen Wachsstöckchen sind auf die Zweige geklebt. Das giebt nur wenig und nur kurzes Weihnachtslicht. Die Eltern bringen den heiligen Christ herzu: für ein Kind ein wollenes Kopftuch, für ein anderes warme Handschuhe, für den Sechsjährigen, der Ostern in die Schule kommt, eine Schiefertafel, für die Kleinste eine Puppe, die älter ist, als

das Kind, aber neu aufgeputzt. Das ist die ganze Bescheerung. Mehr giebt es dies Jahr nicht her. Die Eltern hätten gern sonst Etwas für ihre Kinder geopfert. Die aber sind seelenvergnügt, als hätten sie wer weiß was bekommen, und die beiden dürren Pfefferkuchen, die die älteste Schwester für einen Botengang erhielt, werden redlich getheilt und schmecken wie Marzipan. Der Vater fragt die Kleinen, ob sie auch dem heiligen Christ Etwas vorbeten können. Eins faltet seine Händchen und spricht: „Ach lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind laß werden mich." Ein anderes kann: Du lieber, frommer, heilger Christ. Die Größeren aber singen: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit — und: Stille Nacht, heilige Nacht! Und die Eltern stimmen mit ein und Alle denken an das Kind in Bethlehem, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Vater und Mutter freuen sich auf die festlichen Tage, an denen sie dahin gehn, wo man mit vielen Andern singt und hört: Euch ist heute der Heiland geboren! Der ist ihr heiliger Christ. Er ist für alle Leute da, auch für die, welche einander Nichts und ihren Kindern nur wenig bescheeren können. Und sie sind die heiligen Tage über fröhlich und zufrieden, bringen auch Etwas mit hinweg vom Feste, nämlich in ihren Herzen, was nicht zerreißt, nicht zerbricht, nicht altmodisch wird, sondern bleibt, bis wieder das schöne Fest kommt, woran sie immer ihre Freude und in bösen Tagen ihren Trost haben. Glaube und Liebe machen ein rechtes Weihnachten!

Weihnachtsbräuche.

Lieber Vetter!

Du freust Dich, daß das schöne Weihnachten wieder da ist, wiewohl Dir Niemand Etwas bescheert, Du auch Niemandem bescheeren kannst, denn Deine Kinder sammt ihrer frommen Mutter halten da Weihnachten, wo es tausendmal heller ist, als bei der prächtigsten Bescheerung hier auf Erden und noch ganz anders als bei uns gesungen wird: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Wenn wir auch dort sein könnten, nicht wahr? Einstweilen freuen wir uns noch hier unten. Für uns hört Weihnachten nicht mit dem heiligen Abende auf, sondern da fängt es erst an. Du schreibst, Du hättest Dir schon oft überlegt, was es für eine Bewandtniß habe mit dem, was so am Weihnachtsfeste äußerlich drum und dran hängt. Du hättest einmal einen Ton läuten hören, als wären die Sitten und Gebräuche am Feste alle mit einander heidnischer Art. Was ich darüber weiß und vor Jahren schon guten Freunden erzählt habe, sollst Du erfahren. Mit dem Heidenthum hat es seine Richtigkeit, das heißt: daß das Meiste der Festbräuche daher stammt. Daß sie aber einen christlichen Sinn bekommen haben, wirst Du bald merken. — Das schönste aller Feste fällt in die Jahreszeit, wo schon lange vor der Geburt des Christkindes bei den Heidenvölkern große Feste gehalten wurden: in die Zeit der Sonnenwende. Du bist froh, wenn einmal wieder der 21. December vorüber ist und die Tage wieder zunehmen. Darüber freuten sich schon im grauen Alterthum die Leute und meinten, die Sonne wende sich der Erde wieder zu und veranstalteten große Festlichkeiten. In Rom, der alten Welthauptstadt,

feierte man das Fest des Saturn, der der Gott des Ackerbaues war. Nun die Sonne wieder höher stieg, waren auch wieder Früchte zu hoffen. Unsere heidnischen Vorfahren feierten das Wiedererwachen und den Einzug der guten Götter, die Licht und Leben, Freude und Segen mitbrachten. Verwunderlich ist da nicht, wenn in diese Zeit Weihnachten fällt, wo das Licht der Welt, die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht. Nun laß uns einmal das Einzelne ansehn. Vor dem Feste werden die Stollen gebacken. Das waren ursprünglich einfache Nachbildungen gewisser Götzenbilder. Jetzt ist die Stolle das Abbild eines Wickelkindes: des Christkindes. In manchen Orten regen sich fleißige Hände und drechseln und schnitzen hölzerne Figuren: Maria und Joseph, Engel und Hirten, die sogenannten heiligen drei Könige, das Jesuskind. Vormals bildete man in Rom die Götter im Kleinen für die Kinder ab. Pfefferkuchen und Marzipan schmeckten vor zweitausend Jahren schon den großen und kleinen Römerkindern gut, und diese knackten ebenso gern Nüsse, wie wir, als wir Jungen waren. — Der heilige Abend rückt näher. Vater besorgt einen Tannenbaum. Eine kleine Fichte thut es auch. Vergoldete und versilberte Früchte werden daran gehängt. Wenn alles richtig sein soll, kommen oben auf die Spitze des Baums ein Stern und auf die Zweige viele Lichter. Das ist ein rein deutscher Brauch. Lichterbäume, mit bunten Bändern geziert, standen ehemals vor den Häusern der Deutschen zu Ehren der Göttin Berchtha (Bertha), d. i. der Prächtigen. Die immergrüne Tanne war das Sinnbild des unertödteten Lebens mitten im Winter. In den Häusern aber strahlte zugleich der Glanz vieler Lichter. Wir denken bei unserm Christbaum an den Baum des Lebens im Paradies, an den, der uns lehrte: „Ich bin das Leben," an die himmlischen Früchte, die er uns gebracht hat, und daß

durch ihn ein jeder ein lebendiger Baum werden soll, der Früchte bringt, die in Ewigkeit bleiben. —

Unter den Baum legen die Eltern die Geschenke für ihre Kinder, welche sie nehmen und sich ihrer freuen, gleichwie nach der alten Deutschen Glauben Götter und Göttinnen am Lichtfeste ihre Gaben für die Menschenkinder auf die Erde und in die Häuser streuten. In Rom aber erfreute man die Kinder durch Puppen, Klappern u. dgl.

Für uns Christen hat das Beschenken einen andern Sinn. Hat uns Gottvater aus grundloser Liebe im Christkinde das Größte bescheert: den lebendigen heiligen Christ, so erweisen wir den Unsrigen unsere Liebe durch das, was wir ihnen schenken, und wo es recht steht, gehen auch die Armen nicht leer aus. Ja in manchen Gegenden wird sogar dem Vieh am heiligen Abend besseres Futter geschüttet und den hungrigen Vögelein eine ungedroschene Garbe in den Hof gestellt, wie dies eben auch unsere Vorfahren gethan, daß sich die unvernünftigen Thiere mit dem beglückten Menschen freuen. Jedes Weihnachtsgeschenk auf Erden ist ein Nachbild des Weihnachtsgeschenkes vom Himmel. Ob Du am heiligen Abend, sonst, da ihr noch Alle beisammen wart, die große Mahlzeit mit dem Häringssalat ausgerichtet hast, ist mir nicht bekannt. Wo sie noch besteht, ist sie von Alters her auf uns gekommen als ein Sinnbild fröhlicher und liebreicher Gemeinschaft. An manchen Orten sind sogar gewisse Gerichte noch die gleichen, wie die bei den Götterfesten der Deutschen. — Ich könnte Dir nun noch berichten von den Krippen oder der Christgeburt, die man sonst in den Ecken der Stuben, früher sogar in den Kirchen aufbaute, wo der Stall zu Bethlehem, das Kind in der Krippe, seine Mutter und Joseph, dazu die Hirten auf dem Felde bei ihren Heerden zu sehen waren; von der Engel- und Königsschaar: Männer und Knaben, die in

der Weihnachtszeit im Dorfe von Haus zu Haus zogen und die heiligen Geschichten aufführten, wie man im Heidenthum den Umzug der Götter auf der Erde darstellte. Erwähnen will ich nur noch das schöne Weihnachtsspiel, das ein Gelehrter aus den Ueberresten des alten Spieles gedichtet hat. Dies neue Spiel wurde in einigen Dörfern des Sächsischen Erzgebirges und zwar in den Sechziger Jahren um Weihnachten aufgeführt, zur Freude der Alten, die fünfzig Jahre zuvor gespielt hatten, und zur Erbauung der Jüngeren, die vor ihren Augen geschehen sahen, was sie bisher immer nur gelesen und gehört hatten. Hat aber mit vielem Andern aufgehört. Warum? Weil eben so vieles Alte aufhört, und weil es unartige Leute giebt, die aus einem schönen Brauch ein Geschäft, oder Mißbrauch und Unfug machen.

Alle Bräuche und Sitten des Festes sind aber nur wie der Rahmen um ein kostbares Bild. Arme Leute, die blos den Rahmen ohne das Bild haben!

Dir aber wünscht gesegnete Weihnachten

Dein Vetter.

---

3. Reminiscere.

Es ist Dir, wie du einmal sagtest, wunderlich vorgekommen, daß manche Sonntage so sonderbare Namen haben. Das hat aber seinen guten Grund. Das fremde Wort ist jedesmal der Anfang des Bibelspruchs, mit dem in alten Zeiten die Gemeinde beim Beginn des Gottesdienstes begrüßt wurde, der Spruch gleichsam das Gesicht des Sonntags, bald traurig, bald fröhlich, bald mahnend, bald verheißend. Wenn man weiß, was die fremden Worte bedeuten, kann man sich Manches dabei denken und Manches

daraus lernen, ganz wie aus den Gesichtern der Menschen um uns her. Reminiscere d. i. auf Deutsch: Gedenke! eigentlich das erste Wort eines Gebets, das wir alle Tage brauchen können. Du findest es Psalm 25, 6. Wenn man das: Gedenke! allein hört, klingt es wie eine Vermahnung. Die ist auch nöthig und nützlich. Gedenke! Aber woran und an wen? An Dich selbst? Wenn das heißen soll: an Deinen Vortheil, dann ist der Zuruf überflüssig. Die Leute denken immer zuviel an ihren Nutzen. Manchmal scheint es, als ob kein Mensch das edle Christengebet gelernt hätte: Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist! Wer wirklich um Anderer willen Etwas thut, ohne auf einen Gewinn zu sehen, ist ein weißer Sperling, über den häufig die grauen Spatzen herfallen und ihm die Federn ausrupfen. Wiederum gedenken auch die Leute zu wenig an sich selbst. Es wäre wirklich nicht zum Schaden, wenn Herr Toll sich fleißig daran erinnerte, daß er ein Amt in der Gemeinde hat und „viel vorstellen" will. Er würde sich dann nicht roh und gemein benehmen, wie ein ungezogener Bube, oder albern und läppisch, wie ein dummes Kind, so daß sich alle Verständigen darüber verwundern, weil sie in ihrer Einfalt meinen, er solle ein gutes Beispiel geben. — Gedenke an Deine Pflichten! Das ist sehr heilsam. Du wirst dann recht eifrig und treu werden. Es ist ein großes Unglück in der Welt, daß die Mehrzahl immer nur an das denkt, was sie zu verlangen, aber nicht an das, was sie zu leisten hat. — Gedenke an Deine Fehler! Das ist am heilsamsten. Wenn Du Dir recht oft übersinnst, was du Verkehrtes gethan, geredet und gedacht hast, und wie wenig das stimmt mit dem, was Der droben von Dir fordert, so wird es Dir gehen wie dem Kranken, der immer wieder einen Löffel bitterer Arznei einnimmt, nach der es ihm besser wird, und es ist Aussicht, daß er ganz genese.

Gedenke! Diese Mahnung soll ganz besonders nöthig sein wegen der kurzen Gedanken der Menschen für das Gute, das sie empfangen und für die Guten, die es ihnen erwiesen haben. Am Ende hast Du es schon erlebt, daß der, dem Du aus- und aufgeholfen hast, thut, als ob er Dich nicht kennt. Er braucht Dich ja nicht mehr. Das ist freilich nichts Neues. Einst war unter zehn Kranken, die gesund gemacht worden waren, ein dankbarer. Ob jetzt unter hundert Einer ist? Am Ende läßt es sich entschuldigen. In unserer Zeit geht Alles mit Dampf; zum Exempel das Lehren, das Lernen, das Gesetze geben, das Leben. Wer kann da nach Jahren an die redlichen Eltern, an einen braven Großvater, einen treuen Lehrer, einen hilfreichen Freund denken? Was vor vier Wochen war, ist alt, „ein überwundener Standpunkt." Was alt ist, taugt nicht mehr, braucht man nicht mehr, es kommt in die Rumpelkammer. Von einer heidnischen Göttin erzählt man: sie sei fix und fertig aus ihres Vaters Haupt entsprungen und gleich so klug gewesen, wie sie nachmals immer war. Möglich, daß manch einer auch glaubt, er sei nicht mit Schmerzen geboren, mit Mühe erzogen und durch vieler Hilfe vorwärts gebracht worden, sondern auch so groß und klug und vermögend, wie er eben ist, irgendwo entsprungen, weil er so gar kein Gedächtniß hat für die, welche es sich um ihn haben sauer werden lassen. Gedenke! Vergiß Du nicht so schnell! Es ist nicht fein. Dankbarkeit steht besser, als ein Orden. — Der Fortschritt unserer Zeit wird manchmal so gepriesen, was aber früher war, so heruntergesetzt und lächerlich gemacht, daß man meinen möchte, früher habe es nur Dummköpfe gegeben und die gescheidten Leute lebten erst jetzt. Was wir aber sind, sind wir erst durch die, welche vor uns waren. Was wir haben, haben unsere Vorfahren erst erwerben helfen. Was wir wissen, folgt erst

aus dem, was früher gelernt und erforscht ward. Wo ein Fluß ist, ist vorher ein Bach und der Bach kommt aus einer Quelle, die weit und verborgen in den Bergen sprudelt. Wer sein altes Haus abreißen und ein neues erbauen will, überlegt sich wohl, was am alten gut und praktisch war, sieht auch zu, was an Holz und Steinen noch brauchbar ist. Das behält er zum Neubau. So ist es aber in der letzten Zeit bei uns nicht gewesen, im Volk nicht, auch in den Häusern nicht. Da war wenig Gedenken an altes Bewährtes. Neu mußte Alles werden, funkelnagelneu. Alte gute Sitte und Zucht, alte gute Einfachheit, bei denen unsere Väter sich wohl befanden und Etwas vor sich brachten, mußte aus den Familien hinaus, alte bewährte Ordnungen und Einrichtungen aus dem Lande hinaus. Rein ab! hieß es, wie bei dem Jungen, der mit dem nassen Schwamm über die Schiefertafel fährt. Nun gedenkt man der alten Segnungen. Wer eine Weile Mandeln und Rosinen gegessen hat, ruft nach Brod, denn er hat sich den Magen verdorben. Durch Schaden wird man klug, aber nicht reich. Einreißen geht schneller als aufbauen. Und nun verfällt man wieder in den andern Fehler. Mit aller Gewalt soll das Alte wieder so hergestellt werden, wie es früher war. Ist aber ein gefährlich Ding, denn neuer Most in alte Schläuche gefaßt, zerreißt die Schläuche und wird verschüttet.

Reminiscere, gedenke, lieber Freund, der vorigen Menschen, der vorigen Zeiten, der vorigen Weise. An einem Hause las ich:

Am guten Alten
In Treue halten,
Am kräftigen Neuen
Sich laben und freuen.

Das sollte an allen Häusern stehen, besser noch in allen Herzen.

4. Oculi.

Oculi — die Augen, aus dem Spruche: Meine Augen sehen stets auf den Herrn. Wohl dem, bei dem dies wahr ist. Die Augen sind uns gewiß dazu gegeben, daß wir niedersehen und umhersehen, aber vor Allem aufsehen sollen. Das Thier kann seine Augen nicht „aufheben." Es ist ein groß Ding um die Augen. Wir brauchen sie täglich viele Stunden, vom Morgen an, wo wir sie aufthun, bis zum Abend, wo wir sie zuthun, ohne uns groß darüber Gedanken zu machen, wie wunderbar so ein Auge gebaut ist, gegen das die kunstvollste Maschine von Menschenhand Nichts ist. In den Augen liegt das Herz. Sie sind der Spiegel der Seele. Das Gesicht kann jemand leicht verstellen, die Augen nur schwer; ein Blick verräth ihn. Sie sind die Fenster des Leibes, durch die man in den Menschen hineinsehen, aus denen der Mensch heraussehen kann. Sie thuen uns die Herrlichkeit der Schöpfung auf. Wie köstlich, wenn man über Wald und Flur, über Berg und Thal, über Städte und Dörfer hinausschaut oder in den klaren blauen Himmel hineinschaut! Am schönsten aber, in ein liebes, treues Angesicht Aug' in Aug' zu blicken! Ein blinder Mann ein armer Mann! — Die Augen sind sehr verschieden, in Farbe, Größe, Form, aber auch im Sehen: scharf und schwach, kurz- und weitsichtig, ja bisweilen gar beides zugleich. Frau N. hat scharfe Augen. Wohin sie kommt, thut sie nur einige Blicke und hat sofort erkannt, was in der Wirthschaft, an der Hausfrau, an den Kindern und Dienstboten sein sollte und nicht sein sollte. Daheim hat sie schwache Augen, was da ungehörig ist, merkt sie nicht, da ist — ihrer Meinung nach — Alles vollkommen. Ach wir Alle haben scharfe Augen für Anderer Schwächen, schwache Augen für unsere eigenen. Du siehst den Splitter in Deines Bruders

Auge, aber des Balkens in Deinem Auge wirst Du nicht gewahr. Ist Dir noch nicht aufgefallen, daß jemand an seinem Nächsten gerade den Fehler am ersten und deutlichsten erkennt, den er an sich selbst hat? Ich habe immer gedacht, Anderer Unarten sollten ein Spiegel für uns sein, darin wir erkennen möchten, wie schlecht solche uns stehn, und ausgestreckte Finger, die auf uns zeigten. Wie lächerlich, wenn dagegen „ein Esel den andern Sackträger schimpft." Herr M. hat gute Augen. Er erkennt dich auf fünfhundert Schritt Entfernung. Doch ist er kurzsichtig. Sparen, sparen! Dafür ist er in der Gemeinde. Die hundert Mark für die Reparatur an dem Schulhause können in diesem Jahre erhalten werden. Aber in drei, vier Jahren kostet der Bau tausend Mark. So hielt es Lieschen mit ihrem Strumpf. Am Donnerstag hat er ein kleines Loch. „Das hat Nichts zu bedeuten!" sagt Lieschen, „Zeit und Faden kann man sparen." Am Sonnabend ist aber die ganze Ferse hinaus und es kostet nun einen neuen Fuß. — Meine älteren Freunde auf dem Lande sind meist weitsichtig. Sie sehen sehr gut, was in der Ferne ist, in der Nähe aber ist ihnen Alles trübe. Das soll davon kommen, daß sie von Kind auf viel im Freien waren und immer weit ausschauen mußten. Wie fatal, wenn einmal die Brille nicht gleich zur Hand ist, um etwas Nahes zu erkennen. Herr Z. ist aber noch schlimmer daran. Er hat tausenderlei mit seinen klugen Augen aus Büchern zusammengesucht und weiß von Zeiten und Menschen, die vor langer, langer Zeit gewesen sind. Aber was in seinem eigenen Hause, in seiner Familie vorgeht, wie die nächsten Verhältnisse um ihn her sind, das sieht er nicht. — Ein Gelehrter hat geäußert: die Pferde müßten dem Bau ihrer Augen nach Alles viel größer sehen, als es wirklich ist. Ob es dem ein Pferd heimlich erzählt hat? Menschenaugen giebt

es, die Alles im vergrößertem Maßstabe sehen. Bei dem Aufschneider und Prahler wächst jedes Ding „im Zusehen." Am sonderbarsten sind die Augen, die andere Leute und deren Verdienste klein und den eigenen Menschen mit seinem Wesen und Thun groß sehen, „von oben herab" Andere ansehen und „übersehen." Die Armen! Sie stehen auf einem Hügel, schauen herunter und sprechen: „O wie groß wir sind!" Die aber unten vorübergehen und hinaufblicken, sagen: „Ach wie klein sie sind!" — Manche sehen Alles schwarz. Sie wittern überall Unglück. Sie halten Alles für schlimmer, als es ist. Wenn es länger regnet, als sie für gut halten, sehen sie bereits die Ernte verfault. Wenn es länger heiß ist, als es nach ihrer Meinung sein sollte sehen sie die Früchte schon verdorrt und verbrannt. Die Unglückspropheten sind stets unzufrieden und können nie eine Freude genießen. Manche sehen Alles roth. Nichts ist schlimm und gefährlich, so lange es ihnen nicht an den Geldbeutel oder an das gemüthliche Leben geht. Die Jugend verwildert immer mehr! „Das ist nicht schlimm. Jugend hat keine Tugend. Wird sie durch Lernen klüger, so wird sie von selbst artiger!" Die Verbrechen nehmen so schrecklich zu. „Das ist nicht schlimm. Das hat so seine Zeit, wie das Wetter und ändert sich von selbst." Solch falsche Propheten richten viel Unheil an. Wir haben es erlebt.

Woher das wohl kommt, daß die Augen und die Ansichten so verschieden sind? Das kommt von innen heraus, aus dem Sinn und Herzen. Sind diese richtig, so auch die Augen, gesetzt auch, daß sie von Natur schwach wären. Aber gleichgiltig ist es nicht, wie die Augen sehen. Das Auge ist des Leibes Licht. Wie die Augen und Ansichten, so der Mensch und sein Wandel. „Wenn dein Auge einfältig (richtig) ist, so wird dein ganzer Leib licht sein."

5. Palmarum.

Unsere Confirmanden.

Ein eigener Sonntag, dieser Palmsonntag — und ein schöner Sonntag. Man merkt draußen in der Gottesnatur, daß es anders werden, das Alte neu werden will. Der Frühling kommt. Seine Vorboten sind schon da: die Lerchen im Felde, die Staare im Garten, die gelben Kätzchen an den Weiden, die braunen Knospen an den Bäumen, die milde Luft und die warmen Sonnenstrahlen. Aber das ist nur ein Anfang — der rauhe Sturm wird wieder toben und die Schneeflocken werden wieder niederwirbeln. Geduld! — „es muß doch Frühling werden."

Palmarum ist mir immer ein sonderlich lieber Sonntag gewesen. Erinnere mich da allemal an den sonnigen Palmsonntag, da ich ein Confirmand war, denke an das, was mir die guten Eltern sagten und was ich an heiliger Stätte hörte, sage mir auch den Denkspruch wieder vor, den ich bekommen habe.

Palmarum — da sieht man die Schaaren unserer Confirmanden zu und aus den Kirchen wallen in den neuen Kleidern, die ihnen Eltern oder mildthätige Menschen geschafft, mit den neuen Gesangbüchern, die ihnen Pathen oder Verwandte geschenkt haben. Hat mir nie gefallen wollen, wenn ich in großen Städten manche Confirmandin sah, nach neuester Mode frisirt, im weißen Schleppkleide, mit Goldschmuck behangen, so daß nur der lange Schleier fehlte und die Braut war fertig, oder man an eine Balldame dachte, wäre nicht das Gesangbuch gewesen. Warum an einem so ernsten Tage mit seinem Kinde den Narren treiben und die Gedanken, die es doch nothwendig bei-

sammen haben sollte, zerstreuen? Hat mir auch nicht gefallen wollen, wenn der Palmsonntag als der heiligste und größte Fest- und Lebenstag herausgestrichen wurde! S'ist wohl ein heiliger Tag, aber Charfreitag, Ostern u. a. sind doch noch heiliger, und der Tauf- und Trautag wahrlich auch nicht gering zu achten. Freilich, man muß ja heutigen Tages froh sein, wenn ein heiliger Tag noch als heilig gilt.

Unsere Confirmanden! Man braucht kein eigen und kein verwandt Kind dabei zu haben und kann doch sagen: unsere Confirmanden. Wenn ich an einem grünen Saatfeld vorübergehe und die junge, schöne Saat anschaue, frage ich auch nicht: „Wem gehört sie?" sondern freue mich ihrer und hoffe auf die Frucht und es ist mir gerade so, als wäre sie mein. Und wenn ich die Confirmanden im Schmucke ihrer Jugend und des Festes sehe, frage ich auch nicht: „Wem gehört der Knabe, das Mädchen?" sondern denke: das ist unser Nachwuchs, die künftige Gemeinde, das künftige Volk — und so gehören sie mir auch mit. Man könnte dann ordentlichen Respekt vor den Kindern haben, zumal sich an diesem Tage der zu ihnen bekennt, der sie und uns so theuer erkauft hat. — Wer den Confirmanden am Leibe oder, was mehr ist, an der Seele geholfen, in rechtem treuem Sinne an ihnen gearbeitet hat, der hat auch ein Recht an sie und hat sich in den Kindern ein Denkmal gesetzt, wenn man ihm auch einmal kein Denkmal von Stein errichtet.

Zeit braucht es freilich, ehe unsere Confirmanden Männer und Frauen werden. Kinder sind sie noch, durchaus keine „erwachsenen Christen". Wer zu ihnen von Erwachsensein redet, versündigt sich an ihnen. Kinder bleiben sie auch noch: in Allem halbfertig, noch nicht einmal halbfertig, auch wenn sie nicht mehr zur Schule gehen. Das lange Kleid bei dem Mädchen und die Cigarre bei dem Knaben macht doch die Reife nicht. Es will mir überhaupt

scheinen, als brauche unsere frühreife Jugend viel länger, das Kindische los zu werden, als die Jugend von ehemals. Hinter den Kindern liegt aber von Palmarum an die schönste Zeit des Lebens: der Morgen ihres Lebenstages, die eigentliche goldene Kindheit, wo man von Noth und Sorge nicht viel weiß und sich eines Leides nicht sehr annimmt. Mancher unserer Confirmanden freut sich, daß endlich Palmarum da ist, wird aber später sehnsüchtig und schweren Herzens an die Zeit vor Palmarum zurückdenken.

Was liegt nun vor unsern Confirmanden? Vor einigen nur eine kurze Wanderung noch und dann — das Ende. Sie sind vielleicht vom Tode schon gezeichnet, wie die Bäume im Walde, die bald gefällt werden sollen, angeschnitten sind. Und vor den andern? Das Leben. Erwartungsvoll blickt das Kinderauge in die Zukunft. Sie soll Neues und Schönes und Lustiges bringen. Aber es zeigt sich bald, daß nicht immer kommt, was man hofft, und daß es anders geht, als man denkt. Eins von den Kindern kommt in die Lehre, ein anderes auf die Schule, ein anderes in Dienst — sie gehen aus dem Elternhause, aus den Augen des wachsamen Lehrers, unter fremde Menschen, in neue Verhältnisse, in mancherlei Versuchungen und Gefahren.

Wie wird es ihnen gehen und wie werden sie bestehen? Der leichtgläubige Knabe, das flatterhafte Mädchen, das lose Kind, das sich schon schwer vergangen hat? Auch die besten Kinder sind doch Kinder, weich wie das Wachs, das sich auch vom schmutzigen Finger drücken läßt. Werden sie der empfangenen Lehren gedenken, die treugemeinten Mahnungen befolgen, sich an die ernstlichen Warnungen kehren? Es möchte einem bange werden, und rechten Vätern und Müttern ist bange. Werden Pflanzen versetzt, so gehen immer welche ein. Von unsern Confirmanden gehen immer welche verloren. Aber es ist Einer da, der bei jedem der Kinder

aller Orten ist, dem dürfen wir Etwas — das Schwerste gerade — überlassen.

In einem schönen Liede singt man: „Schirm dich Gott, du grüner Wald!“ Wie viel mehr müssen wir unsern Confirmanden am Palmsonntag zurufen: „Schirm dich Gott, du Kinderschaar!“

An die Eltern der Confirmanden.

Daß Euch heute, am Confirmationstage Eures Kindes, mancherlei durch Kopf und Herz geht, glaube ich. An bedeutsamen Tagen im Hause spricht man sich gern mit jemandem aus, der es gut meint. Daher die alte Sitte, daß sich an solchen Verwandte und Gefreundte der Familie einstellten. An Palmarum suchten vormals häufig die Pathen ihre Pathenkinder auf und redeten manch gutes Wort mit Jungen und Alten. Auch jetzt noch kommt wohl Besuch ins Haus, um zu gratuliren. Sind die Glückwünsche nicht leere Redensarten, sondern aufrichtig gemeint, und wird außerdem Ernsthaftes hin und her geredet, so ist das gut. Wird aber am Confirmationstage des Kindes ein großes Mahl für viele Gäste ausgerichtet, so ist das nicht gut, am wenigsten für das confirmirte Kind. Ob heute jemand zu Euch kommt oder schon bei Euch ist, weiß ich nicht. Ich komme. Als redlicher Hausfreund will ich ein wenig mit Euch reden.

Ihr freut Euch heute. Verdenke es Euch nicht. Darüber seid Ihr doch wohl nicht froh, daß das Kind aus der Schule ist und nun Euch oder sich selbst den ganzen Tag gehört. Das könnte nur unverständige Eltern erfreuen, die aus dem Kapital, wofür sie ihr Kind halten, jetzt mehr Zinsen heraus schlagen wollen, oder die gefährliche Freiheit für sein Glück halten. Ihr freut Euch, daß Euer Kind so groß und alt geworden ist, daß Ihr es so weit herausge-

bracht habt und daß es so mancherlei gelernt hat. Ja, damals, als es in der Wiege lag, als Ihr es zum ersten Male in die Schule führtet, wünschtet Ihr im Stillen: „Wenn wir das erlebten, daß es confirmirt wird!" Das ist geschehen. Die Zeit ist vergangen — schnell genug! Und wie viel Arbeit, wie viel Mühe und Sorge liegt in diesen Jahren! Der Knabe hat „sich schwer gezogen." An seinen Confirmationskleidern hängen Schweiß- und Thränentropfen. Das Alles ist glücklich überwunden. Ihr müßt Euch aber noch mehr freuen, daß Euer Kind Gott, seinen ewigen Vater, und den Heiland, seinen besten Freund und Gönner kennt und diesen aufs Neue übergeben ist. Sein Herz ist ein Acker, der mit dem edelsten Samen bestreut ist, das ist mehr als gesund und stark, klug und anständig sein. „Wir danken auch denen Allen, die an ihm gearbeitet haben." Recht so. Am meisten habt Ihr freilich dem droben zu danken. Ihr habt das schon gethan? Um so besser. Es schadet nicht, wenn Ihr es immer wieder thut — im Gegentheil.

Ihr hofft für die Zukunft. Freilich. Von einem Bäumchen, das man gepflanzt, gepfropft, gepflegt hat, will man Früchte haben. Euer Kind soll Euch Freude und Ehre machen, seine Zukunft sichern, einst Eure Stütze werden. Wo Hoffnungen, da Sorgen. Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen. „Wir werden unser Kind aus dem Hause geben müssen." Schadet ihm Nichts, hat dagegen manchem lebenslang geschadet, daß er nie über sein Dorf hinausgekommen ist. Wer schwimmen lernen soll, muß ins Wasser gehen. Habt Ihr auch recht überlegt, wozu der Knabe paßt? mit seinen Lehrern und erfahrenen Leuten darüber geredet? Euch die Leute ordentlich angesehen, zu denen er kommen soll? Man pflanzt doch ein Bäumchen nicht auf den ersten besten Boden. —

Ja so! es ist noch nicht fest bestimmt, was der Junge wird. Nun dann wird es Zeit. „Unser Knabe soll Etwas lernen, was einen ordentlichen Verdienst abwirft und wodurch er einmal Etwas in der Welt werden kann!“ Ganz recht. Nur nicht zu hoch hinaus! Nur nichts lernen, wozu er nicht Gaben und Geschick, aber auch Lust hat. „Zwingen wollen wir ihn zu Nichts.“ Es ist auch jammervoll, einen Mann zu sehen, dessen ganzes Leben verfehlt ist, weil seine Eltern sagten: „Das mußt du werden!“ — „Wir lassen unserm Kinde ganz den freien Willen!“ Um Himmels willen nicht. Prüfet Alles und das Gute behaltet. Kinder haben kindische Anschläge. Ich will! ist leicht gesagt, besonders wenn ein Kind sonst „viel Willen gehabt hat.“ Zum Wollen muß das Können kommen und das fehlt oft später. Die Lust schlägt dann anders wohin. Hätte der Junge einen so recht festen Willen, dann wäret Ihr längst ins Reine. Er hätte Euch keine Ruhe gelassen. Aber äußern muß er sich nun, damit Anstalt gemacht wird. Ihr wollt doch nicht die Schaar der Pfuscher vermehren helfen?

Wie ich Euch kenne, habt Ihr wohl noch eine größere Sorge. „Ja. Wir haben jetzt alle Hände über den Jungen gehalten, ihn zur Gottesfurcht und Rechtschaffenheit erzogen und Freude an ihm erlebt. Wenn er nur nicht verdirbt. Schlechte Gesellschaft und Versuchung ist überall.“ Ihr werdet erfahren haben, daß er selbst kein Engel ist und draußen wird er auch nicht mit Engeln zusammenkommen, vielleicht gar manchmal mit Teufeln, wenigstens mit halben. Jugend vergißt leicht, selbst das heiligste Versprechen. Jugend verlernt leicht — nämlich gute Zucht und heilige Lehre. Jugend lernt leicht — nämlich schandbare Worte und gottlose Thaten. Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. — „Wir können dem Sohne nicht auf Schritt und Tritt nachgehen. Wir müssen Alles

Gott überlassen!" Das soll doch heißen: Alles, was wir nicht können. Ihr könnt aber mancherlei noch, wenn Ihr nur nicht denkt wie jene Eltern: der Junge ist confirmirt, nun sind wir fertig mit ihm. Er mag nun selber sehen, wie er zu Fache kommt. Das wäre schlimmer als schlimm. Laßt Euer Kind nicht aus den Augen! Kümmert Euch darum, was es treibt, mit wem es umgeht! Erkundigt Euch fleißig nach ihm! Haltet darauf, daß es sein Versprechen erfüllt: Gott, sein Wort, sein Haus, sein Sakrament nicht zu verlassen. Zucht und Ordnung muß in Allem, auch im Heiligen sein, und Jugend muß dazu angehalten werden. Das Beste, was Ihr für Euern Knaben und alle Eltern für ihre Kinder thun können, ist, daß Ihr dem lieben Gott recht oft sagt: Er wolle Euern Sohn unter Seine Flügel nehmen und mit seinen Händen leiten. Es müßte doch eigentlich allen Eltern leicht und angenehm sein, ihre Sorgen auf einen Andern, Größern zu werfen. — Gott befohlen!

Liebe Confirmanden!

Vier große Tage hat das Leben des Christen: den Tauf-, Confirmations-, Trau- und Sterbetag. Den ersten habt Ihr verlebt, ohne daß Ihr etwas davon wußtet. Heute ist der zweite. Was die Taufe Euch gab, ward Euch aufs Neue zugesprochen. Was sie fordert, habt ihr selbst versprochen. Der heutige Tag ist ein Segenstag. Er ist auch ein Ehrentag. Auf Euch sehen Eure Eltern mit besonderen Gedanken und Gefühlen. Sie haben Euch aufgezogen. Wie schwer und mühsam und sorgenvoll das war, könnt Ihr gar nicht begreifen. Manches von Euch wäre längst auf dem Gottesacker verfault, wenn nicht treue Mutterliebe und unermüdliche Vatersorge es mit Gottes Hilfe erhalten hätte. Auf Euch sehen Eure Lehrer. Jahrelang haben sie an Euch gearbeitet. Säen ist die sauerste

Arbeit des Landmanns. Treue Lehrer haben den Samen des Göttlichen, Guten und Nützlichen in Eure Herzen gestreut. Manches von Euch geben sie ungern her, weil ihre Saat in ihm schon Früchte trug. Auf Euch sehen Eure Seelsorger. Sie haben Euch das Wort Gottes besonders gesagt. Sie haben Euch das Höchste und Beste, was wir auf Erden haben, ans Herz gelegt. Auf Euch sehen die braven Erwachsenen in der Gemeinde und sinnen darüber nach, was wohl aus Euch werden wird: eine Freude und Ehre oder ein Leid und eine Schande für die Gemeinde. Ich möchte als einer Eurer erwachsenen Freunde gern an diesem wichtigen Tage einige gute Worte zu Euch reden. Was für Euer ganzes Leben die Hauptsache ist, habt Ihr im Hause Gottes schon gehört. Ich möchte Euch sagen, was ein rechter Vater heute zu seinem Sohne redet, wenn er es in Worte setzen kann.

Wenn ein Kluger eine Reise in ein unbekanntes Land machen will, dann läßt er sich von dem, der Wege und Gegenden, Land und Leute kennt, erzählen, merkt es und schreibt es sich auf. Das kann ihm ja nur nützen. Ihr geht auf die Reise in das Leben hinein. Vielleicht seid Ihr klug und hört auf den Rath eines Freundes, der Leben und Menschen ein wenig kennt, und behaltet, was er Euch mittheilt. — Seid dankbar! Vergesset die nicht, die Euch Gutes gethan haben, sonderlich Vater und Mutter! Die jungen Vögel mögen, wenn sie flügge geworden sind, davon fliegen und sich um die Alten nicht mehr kümmern. Dafür sind sie unvernünftige Thiere. Seid Ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Wer vernünftig sein will, muß dankbar sein. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Daß es manchem so übel in der Welt geht, das hat er an seinen Eltern verdient. — Seid allezeit wahrhaftig! Hütet Euch vor der Lüge! Sie ist ein häßlicher Schandfleck an dem

Menschen und gemein bei ungezogenen Leuten. Sie gleicht der Quecke, die in den Garten kam, sich einnistete, den Boden verfilzte und nach und nach alle guten Pflanzen erstickte. Die Lüge verdirbt nach und nach das ganze innere und sogar das äußere Wesen des Menschen. Sie war oft der erste Schritt zum Zuchthaus. Seid wachsam! Wachet über Euch selbst! Achtet auf Eure eigenen Gedanken und Wünsche! Man sieht sich genau die Leute an, die ins Haus kommen. Paßt Ihr auf, was für Gedanken in Eurem Innern aus- und eingehen. Und die schlecht und lose sind, treibt aus! Viele würden eine Schlechtigkeit nicht begangen haben, hätten sie sich zuvor besonnen, was sie wollten und ob das recht sei. Achtet auf Eure Rede! Worte sind Münzen. Man sieht sich jede Münze erst an, ehe man sie ausgiebt. Das sind jämmerliche Menschen, mit denen die die Zunge immer durchgeht, so daß sie nicht wissen, wie Schlimmes sie reden. Wachet über Eure Umgebung! Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Es werden sich mancherlei Leute an Euch machen. Trauet ihnen nicht sogleich! Sehet erst zu, wie sie es treiben. Stimmt das nicht mit dem, was Ihr als recht gelernt und bei andern rechtlichen Leuten gesehen habt, so macht Euch los von ihnen. Später hilft es Nichts mehr zu klagen: „Wenn der, wenn die nicht gewesen wäre, stände es besser mit mir!“ Es ist keine Ehre für einen vernünftigen, unterrichteten Menschen, jedem Ersten Besten nachzureden und nachzumachen, was er vorredet und vormacht. — Seid bescheiden! Möglich, daß Ihr mancherlei, vielleicht mehr als Vater und Mutter, wisset, aber Andere wissen tausendmal mehr und können Etwas. Ihr könnt noch Nichts. Wissen ohne Erfahrung ist ein Baum, der blüht, aber noch lange keine Früchte hat. Acht und mehr Schuljahre sind erst ein kleiner Anfang Eurer Lehrzeit. Erst die Schule des Lebens macht Etwas aus dem Menschen.

Von jedem Menschen kann man lernen, auch von einem, der vielleicht nicht lesen und schreiben kann, sogar von einem schlechten, nämlich wie man es nicht treiben darf. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Sowie Ihr meint, Alles zu wissen und zu können, bleibt Ihr schon zurück. — Seid eifrig! Setzt Euch immer, an jedem Tage, ein bestimmtes Ziel, das Ihr erreichen wollt. Laßt es nicht aus den Augen! Wer in den Tag hineinlebt und halb im Schlafe dahergeht, bringt es zu Nichts, gleich dem Bache, der im Sande verrinnt und versumpft. — Seid fleißig! Arbeit ist ein Segen. Sie ist die beste Arznei gegen vielerlei Krankheiten Leibes und der Seele. Sie stählt und mehrt die Kräfte, erleichtert uns die Sorgen, läßt uns Aerger und Kränkung vergessen. Arbeit ist eine gute Waffe in Versuchungen, Müssiggang aber aller Laster Anfang. Es ist eine der schönsten und reinsten Freuden, sich am Abend sagen zu können: das und das habe ich geschafft. Und wie schnell kann die Nacht kommen, da Niemand wirken kann! — Seid beharrlich! Was Ihr Euch vorgenommen habt, das führt aus, wenn es Euch auch schwer würde. Wer bald diesen, bald jenen Weg geht, und immer wieder umkehrt, kommt zu keinem Ziel. Es ist mancher nur darum so unglücklich geworden, weil er nie Etwas durchgesetzt hat.

Vieles könnte ich Euch noch sagen. Mit dem Wenigen sei es genug. Haltet Ihr Euch nach diesem, so werdet Ihr es nicht bereuen.

---

6. Ostern.

Ostergeschichten.

1.

Auf der Wiese in einer Ecke stand ein Veilchenstock. Er hatte reichlich geblüht und war so lustig gewachsen, als wollte er die ganze Wiese einnehmen. Da kam der böse Herbst, und der Veilchenstock ward krank. Seine schönen grünen Blätter wurden blaß und er fror in dem kalten Winde so sehr, daß er fort und fort zitterte. Und als der erste starke Frost gefallen und die ganze Wiese hart wie der Weg geworden war, da war klein Veilchen gestorben. Der Frost hatte es des Nachts umgebracht. Seine Gliederchen, die durren Blätter fielen aus einander, der Sturm verstreute sie, und endlich kam ein alter, mitleidiger Mann, der Winter, der deckte ein weißes Leichentuch über die Wiese und das Veilchen war begraben. Da nahte Ostern heran. Frau Sonne, die überall hin schaut, guckte mit freundlichen Blicken in die Ecke, wo das kleine liebe Erdenkind wäre, und Herr Regen tappte mit schweren Tropfentritten in den Winkel und Jungfer Luft wieder tänzelte über die Wiese. Siehe da steckte auf einmal das Veilchen seine grünen Glieder aus dem Grabe, und als es Ostern läutete, reckte es sein blaues Köpfchen empor und nickte der Sonne Guten Morgen zu, sah sich neugierig um und sprach: „Ich bin auferstanden!“ — und hier und da grüßte es ein junger Grashalm und rief: „Ich bin auch auferstanden!“ — Da war es Ostern geworden.

2.

Im Orte stand ein ärmliches Haus, darin wohnte eine armmüthige Familie mit einer Schaar Kinder. Man sah den Großen und Kleinen die schlechte Zeit an. Sonst war es anders gewesen. Der Vater war ein wackerer Arbeiter, der ein gut Stück Geld verdiente, ein braver Gatte und sorgsamer Hausvater, dem Weib und Kinder über Alles gingen. Aber er war mit vielen Andern durch Reden und Schriften unzufrieden gemacht worden, wollte die Welt verbessern helfen und hatte deshalb weder Zeit noch Lust, zu Hause Etwas zu bessern, mußte oft ausgehen, lang ausbleiben und viel brauchen, während der Verdienst sich minderte. So zog die Noth im Hause ein, der Unfriede unter den Eheleuten war schon da, und diese beiden bösen Gesellen, die der Mann mitgebracht hatte, schlugen die guten Geister des Hauses todt und das Glück der Familie ging zu Grabe. Am Palmsonntag ward ein Knabe aus dieser confirmirt. Da gedachte der Mann seiner eigenen Jugend, wie froh und wohlgemuth er gewesen war, wie seine Eltern ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hätten und wie sie sich stellen würden, wenn sie ihn jetzt sähen, welch gute Vorsätze er damals gefaßt und wie schlecht er sie gehalten hatte. Er erinnerte sich auch an die frühern Jahre einer zufriedenen Ehe, an die schönen Stunden daheim, an das Auskommen mit weniger Einkommen, und sah ein, daß er doch an seinem und der Seinigen Elend selbst schuld wäre. Heiß lief es ihm über und wendete ihm ordentlich das Herz um, als er das Wort auslegen hörte: die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. War das nicht ganz auf ihn gemacht? Was sollte aus den Kindern werden, die das Elend täglich mit ansahen und anhörten? Was

würden sie einmal von ihrem Vater sagen? Er konnte alle diese Gedanken nicht wieder los werden und ging die heilige Woche über wie im Traum umher. Und als Ostern kam und an ihn die Botschaft erging: Der Herr ist auferstanden! Auch Du sollst auferstehen! da stand es fest bei ihm: „Es muß anders bei mir werden. Meine Gesellschaft gebe ich auf. Meiner Arbeit gebe ich wieder mit allem Eifer nach. Meiner Frau will ich wieder ein rechter Mann, meinen Kindern ein rechter Vater sein!" — Da war es Ostern geworden.

3.

Auf dem Gottesacker war ein kleines Grab. Davor hatte im Winter ein schwarz gekleidetes Ehepaar gestanden. Dem Mann waren dicke Tropfen die Backen ab gelaufen. Die Frau mit den rothgeweinten Augen hatte geschluchzt, als ob ihr das Herz brechen wollte. In dem kleinen Sarge, der ins Grab hinabgelassen ward, lag ihr Liebling. Er war ein lieber lustiger Bursche gewesen mit rothen Backen und Kraushaar, der so fröhlich lachen und so närrisch erzählen konnte, daß Alle, die ihn kannten, ihre Freude an ihm hatten. Aber eines Tages war er stille geworden, hatte angefangen zu husten, förmlich zu bellen und im Bette zu fiebern. Die Eltern holten in ihrer Angst den Arzt, der that sein Möglichstes, zuckte aber die Achseln. Und es würgte den Kleinen immer mehr. Mit angstvollen Blicken schaute er nach Vater und Mutter, die doch nicht helfen konnten — und endlich erwürgte ihn die tückische Bräune. Nun hatten sie ihn begraben. Die vielen Kränze auf dem kleinen Grabe aber hatte der Wind zerzaust und der Schnee zerfressen. Endlich war der Frühling eingetroffen und hatte den Winter überall, auch von dem Acker Gottes, verjagt. An Ostern aber besuchten die Eltern

ihres Kleinen Grab, brachten auch einen schönen Kranz von frischen Blumen mit. Und sie gedachten des herzigen Kindes, wie lieb und gut es gewesen, wie lieblich es ausgesehen und daß es unmöglich ihnen ewig verloren sein könnte. Als sie mit den nassen Augen so an dem Hügel standen, draußen über dem Gottesacker die grünen Saaten, auf den Gräbern rings umher die lebendig gewordenen Sträucher und Gräser erblickten und den fröhlichen Sang der Vögel hörten, da regte es sich leise in den betrübten Herzen. In ihrem Sinne erstanden all die Worte, die sie von Tod und Ewigkeit, von Leben und Auferstehen vernommen, die aber in ihnen geschlafen hatten, es däuchte ihnen, man singe wieder: Schöner aufzublühn werd' ich gesäet — und vor ihnen stand im Geiste der Eine Herrliche, der ruft: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!" In ihnen aber sprach eine sanfte Stimme: „Euer Kind ist nicht gestorben, es schläft nur. Es wird auferstehen und Ihr werdet es wiederfinden!" Und die Thränen versiegten, die Traurigkeit starb, Glaube und Hoffnung waren auferstanden und die einsamen Gatten gingen getröstet hinab in ihr Haus. — Da war es Ostern geworden.

---

7. Jungostern (Quasimodogeniti).

Das war ein schönes Ostern, wie es im Buche steht mit blauem Himmel und Sonnenschein, mit Frühlingsluft und Frühlingslust.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche,
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungsglück,
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.

Wunderbar, wie die heilige Osterbotschaft zusammenstimmte mit der weltlichen Osterbotschaft draußen. Ueberall klang es: Ich war todt und bin wieder lebendig geworden. Ich war begraben und bin wieder ans Licht gekommen. Ich war fern und bin wieder nahe. Bist Du an einem der Ostertage hinausgegangen in das große, weite Gotteshaus, aber auch hinein in das kleinere, heiligere Gotteshaus, so mußt Du es gehört haben. Du gehörst ja wohl nicht zu den Schwerhörigen oder Tauben, denen vergeblich gepredigt wird, oder zu den Traurigen, die bekennen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" Das neue Leben war überall zu sehen und zu hören: auf der Wiese und im Garten, im Felde und im Walde, am Baum und am Strauche. Ich habe etwas Besonderes gesehen. Es war am ersten Osterfeiertage: da wiegte sich ein Schmetterling in dem warmen Sonnenlichte hin und her. Hier setzte er sich auf die Erde, dort auf den erwärmten Felsen nieder, dann aber flog er doch hinauf in die klare Luft dem blauen Himmel zu, so daß ich ihn nicht mehr erblicken konnte. Und die schönen Farben, die er hatte! Wie er sich des Lebens freute! Er mußte eben erst aus dem röthlichen Häuschen gekrochen sein, darin er wie in einem Sarge gelegen hatte. Die zerbrochene Hütte vermorscht im Walde und wird zu Staub. Er aber ist lebendig, schön und glücklich. Einen Schmetterling ließ man sonst auf die Grabsteine malen oder in die Denkmäler meißeln. Kannst Du Dir denken, was das bedeuten sollte?

Ostern hat neues Leben über die Menschen gebracht. „Ich fühle mich wie neugeboren!" Das alte Mütterchen, das seit Oktober immer in der Stube steckte und hinter dem warmen Ofen hockte, hat ein paar Schritte vor die Thür gemacht und sich auf dem Bänkchen gesonnt. Es war doch gar so schön! „Will's Gott, noch einen Sommer!

Ich bin nicht böse darüber." Der kranke Mann, der von Weihnachten bis Fastnacht lag, dann sich herumschleppte vom Bett auf den Stuhl, vom Stuhl aufs Sopha und wieder ins Bett und noch so blaß und mager ist, ist heraus in den Garten gestockt. Die liebe Sonne meint es so gut. „Gott sei Dank! Ich werde wieder gesund!" Seine Augen leuchten in Hoffnung und seine Kinder springen vergnügt um ihn herum. Die armen Leute machten einen Ausgang. Sie blicken nicht mehr so kummervoll drein. Die Winternoth ist wieder einmal überstanden. Das Frieren hört auf, die Sorge um das theuere Ofenfutter läßt nach. Die Sonne wärmt Stube und Glieder. Frühjahr und Sommer bringen wieder allerlei Arbeit und Verdienst. — Und die Kinder? Saht Ihr, wie froh sie waren, daß sie aus der engen Stube heraus konnten? Sie sprangen und sangen, wie die lustigen Vöglein in den Bäumen. Ostern macht froh, Ostern trocknet Thränen, Ostern hebt Sorgen, Ostern nimmt oder erleichtert den Kummer, Ostern weckt Hoffnung.

Wenn die Glocken geläutet haben, klingt ihr Ton noch lange fort. Osterklänge sollst Du noch lange hören. Der Auferstandene — du kennst ihn — grüßet: „Friede sei mit Euch!" Was wir in unsern Grüßen nur wünschen können, das kann er geben. Sein Friede ist höher denn alle Vernunft. Er geht über Alles, Niemand sonst kann ihn geben und nehmen. Diesen Frieden brauchen wir Alle, wollen wir recht glückliche Leute werden. Frieden braucht auch unser Land und Volk. Der Landmann hat in der Ernte mühselig Arbeiten, wenn es bald in der Nähe, bald in der Ferne donnert und über ihm Gewitter stehen. Manches wird dann verzettelt und verdorben. Lust und Trieb und Zutrauen zur Arbeit werden erstickt. So hat unser Volk lange unter drohenden Kriegswettern sein Werk gethan. Wenn dann aus hohem Munde die Botschaft kam:

„Es bleibt nach außen Frieden," so darf es ein beglücktes Nachostern halten. Wären nur die innern Stürme und Unruhen nicht! Häßig stehen die Parteien gegen einander, bekämpfen sich mit gemeinen Waffen, fragen nicht, was dem Reiche heilsam, sondern nur, was der Partei nutzbringend und passend sei. Heimlich aber wühlen wilde, vaterlandslose Gesellen in der Menge, schüren den Haß gegen Glauben, Ordnung und Zucht. Ach daß ein Nachostern mit Frieden unten uns käme!

Leben hat Ostern gebracht. Auch in Handel und Gewerbe ist ein neuer Anfang gekommen. Gut Ding will aber Weile haben. Die Wiese ward nicht mit einem Male grün. Noch ist Noth und bleibt Noth. Wir dürfen auf „bessere Zeit" hoffen. Diese stehet aber nicht in großem Verdienst allein. Das haben wir erfahren und sollten es fein merken. Von innen heraus muß es besser werden, wie der Baum von innen heraus neue Knospen treibt. Durch Gesetze etwa? Zum Theil, aber nur zum kleinsten Theil. Noch klingt von Ostern her die Mahnung: „Du sollst auferstehen, ein neuer Mensch werden und in einem neuen Leben wandeln! In Dir soll das Alte vergehen und Alles neu werden!" Das kann nur durch Den geschehen, der die Auferstehung und das Leben ist. Zu Jungostern sollen wir uns fragen: „Bin ich auferstanden und neu geworden?" Wenn das Alles, was nicht taugt, aus recht vielen heraus, und Neues und Gutes in sie hinein käme, wie viel besser müßte es dann in den Ehen und Häusern, in den Geschäften und Gemeinden, im ganzen Lande und Volke werden! — Wie und wo hast Du dein Ostern gehalten? Ein schönes Ostern draußen, ein heitres Ostern mit Verwandten und Freunden, ein lustiges Ostern bei Glas und Tanz? Das hilft Dir Nichts. Inwendige Ostern

brauchen wir Alle, das sind gesegnete Ostern. Wer die versäumt hat, kann sie noch nachholen. Es ist Jung- oder Nachostern.

8. Jubilate.

Jubilate steht heute im Kalender. Auf Deutsch: Jauchzet, jubelt! Nicht umsonst ist der Name dem Sonntag gegeben. Zwischen Ostern und Pfingsten ist gewöhnlich die schönste Zeit des Jahres, die Brautzeit der jungfräulichen Natur. Da keimt und sproßt, da wächst und treibt und blüht es überall. Sogar der graue, schmutzige Winkel hinter dem Hause hat sich mit Grün überzogen. Junges Gras deckt Scherben und Unrath zu, als sollte man das Häßliche, Zerstörte nicht sehen. Der alte knorrige Baum treibt neue Schößlinge. Um Himmelfahrt hat er neues Laub, das verhüllt dann die großen vernarbten Löcher, wo einst seine mächtigen Arme, die Aeste saßen, und die großen Beulen, die am Stamme gewachsen sind, und man sieht an dem alten Invaliden wenig mehr von den Wunden, die ihm Sturm, Blitz und Menschenhand geschlagen haben. Ueberall ist Leben, und wo Leben, da Freude. Jubilate! Den Sängern in Wald und Flur braucht man es nicht zu heißen. Sie thun es von selber nach ihrem Wahlspruch: Ich muß nun einmal singen! Wie das pfeift und trillert, singt und zwitschert von früh bis an den Abend!

Jubilate! Uns Menschen will es freilich mitunter nicht recht passen. Weht der Wind noch kalt, wandelt die Sonne oft hinter den grauen Wolkenvorhängen, fällt gar Kälte und Frost ein, als wollten sie die Sonne höhnen, dann reiben die Leute die Hände, suchen die warme Stube, husten und niesen und machen saure Gesichter. Die eine

große Galle haben oder an der Leber leiden, zanken und schelten, schwache Gemüther klagen und jammern. Läßt sich freilich draußen Nichts erzwingen. Ist auch recht gut, daß die klugen, reichen, sich allmächtig dünkenden Menschen einsehen lernen, daß sie nicht Alles können. Es ist immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. — Geduld, Geduld, es kommt schon Jubilate, wenn auch ein wenig später, als der Kalender meint.

Jubilate! Jauchzet, Jubelt! Manche würden es für einen Hohn halten, wenn man es ihnen zuriefe. An jedem Jubilate werden solche sein, die nicht jubeln können. Und ob die Sonne noch so freundlich schiene, die Vögel noch so lieblich sängen, die Saaten noch so lustig grünten, die Blumen noch so bunt blühten, ein Herz, von Kummer beschwert, empfindet das Alles kaum, Augen, von Thränen umschleiert, sehen wenig davon, ein Sinn, von bangen Sorgen umstrickt, achtet es gering. Es ist gut, daß in unsern Häusern und Herzen nicht immer Jubilate ist. Möchte uns am Ende zu wohl werden, und wir könnten mit Vielen fälschlich meinen: Hier auf Erden nur sei unsre wahre Heimath, hier nur unser Himmel, und eine andre Heimath gäbe es nicht, und wenn es eine gäbe, brauchten wir sie nicht. Aber die Leute dauern mich, die sich von ihrer Traurigkeit so einnehmen lassen, daß sie gar nicht merken, wie draußen Alles so lebendig und froh geworden ist, womit ihnen gepredigt wird: Eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden! die in Gottes neue Frühlingsschöpfung hinausgehen, in derselben hantiren, sich aber nicht zusprechen können:

Drum armes Herze sei nicht bang,
Es muß sich Alles, Alles wenden!

Jubilate! In unserm lieben Deutschland sieht es nicht zum Jubeln aus. Selbst solche, die keine Jammerbüchsen

sind, klagen und zagen. So mancher Frost ist in den vielbesungenen neuen Frühling des Volkes über das Reich gefallen. Unerträglich sind die Lasten geworden, unter denen der Mittelstand vor allem seufzt. Die magern Jahre haben die fetten verschlungen. Der Glaube ist untergegangen im Lande. Das Unkraut wuchert: Rohheit, Zuchtlosigkeit, Verbrechen wachsen immer mehr an. „Zurück, zurück zu dem früheren Guten!" rufen die Einen. „Vorwärts, nur vorwärts, es bessert sich von selbst!" schreien die Andern. Doch ist ein Anfang zur Besserung schon gemacht. Wer einsieht, daß er auf falschem Wege ist, fängt schon an, umzukehren. Und daß wir auf dem Holzwege sind, merken viele oben und unten im Volke, wenn es auch große Gelehrte, berühmte Redner, superkluge Zeitungsschreiber nicht merken. Wird vielleicht manch einem der Staar noch gestochen werden. Wenn nur dieser oder jener große Herr, der Etwas zu bedeuten hat, ein wenig unter das Volk käme, er würde es schon hören auf den Landstraßen und in den Eisenbahnwagen, am Biertische oder an der Kindtaufs- oder Hochzeitstafel der Leute, die wirklich Volk sind, wie gründlich sie genug haben „an den großen Errungenschaften der jüngsten Zeit" und „dem wunderbaren Fortschritt politischer Entwickelung," wie sie Religion und Gottesfurcht, den „überwundenen Standpunkt der modernen Bildung," und ernste Zucht und alte Sitte im häuslichen und öffentlichen Leben zurückwünschen. Da fallen oft gar scharfe Worte gegen die, welche so eifrig im Abschaffen waren und mit den vielen, vielen Gesetzen so blutwenig hergestellt haben, was dem eigentlichen Volke heilsam ist. Es wird in unserm lieben Deutschland wieder besser werden. Hat schon schlimmer ausgesehen und ist doch wieder gut gekommen. Gott verläßt die Deutschen nicht, wenn sie ihn nicht vollends verlassen. Aber greif Du das Werk auch mit an. Ja Du!

Thue das Deine in Haus und Amt und Stand mit aller Treue! Gott thut das Seine. Seinerzeit werden wir — und wenn nicht mehr wir, so unsere Kinder mit allen guten Deutschen Jubilate feiern.

---

9. Cantate.

Cantate: Singet. S'ist etwas Wunderbares und Köstliches um das Singen. Kein Ding ist in der Welt, das nicht seinen Klang und Schall hätte. Selbst die Luft giebt, wenn sie bewegt wird, ihre Laute von sich. Horchst Du jetzt auf die Lieder der Hunderte von Sängern draußen, so merkst Du, daß jeder eine andere Stimme, jeder auch eine andere Melodie hat: die Lerche eine andere als der Staar, der Finke eine andere als der Stieglitz. Aber allen voran köstlich singt die Nachtigall, „der Sangmeister unseres Herrgotts." Doch das Singen in der Natur will nicht viel sagen gegen des Menschen Stimme und Gesang. Das fühlten schon die alten Griechen. Sie verehrten einen Gott des Gesanges, Apollo. Von diesem glaubten sie, er komme jeden Sommer vom Himmel herab in ihr schönes Land, wo ihn Nachtigallen, Schwalben und Cikaden begrüßten. Sein Sohn war Orpheus, der durch seinen entzückenden Gesang die Felsen lebendig machte, die Bäume bewegte, die wilden Thiere zähmte und den Sturm beschwor. Von dem Sänger Arion erzählten sie sich: Er machte einst zu Schiffe eine Reise. Die habgierigen Schiffsleute wollten ihn seines Schmuckes und seiner kostbaren Kleidung berauben und tödten. Da machte er sie durch seinen wunderbaren Gesang „fest" und sprang ins Meer. Einer von den Delphinfischen aber, die seinem Gesange gelauscht hatten, nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn sicher ans Land. —

Der gewaltige König David konnte nicht nur das Schwert führen, sondern auch zur Harfe singen. Als Jüngling hat er den finstern Geist aus dem wilden Saul hinausgesungen, als Mann hat er den guten Geist in sein Volk hineingesungen. Er hat manch feines geistliches Lied gedichtet und ruft allen rechten Leuten zu: „Singet dem Herrn ein neues Lied!" Wir aber singen seine dreitausend Jahre alten Psalmen-Lieder immer noch, denn unser Gott fragt nicht darnach, ob das, was man singt, recht neumodisch sei, sondern ob es mit neuer Andacht und neuer Liebe zu ihm aus unserm Herzen kommt. Der größte Deutsche, Luther, hat viel schöne und wahre Worte vom Singen geredet und gemeint: „Ich wollte mich meiner geringen Musika nicht um was Größeres verzeihen" (begeben). In seinem Hause ist von ihm sammt den Seinen und bestellten Sängern viel und oft gesungen worden. Er läßt Frau Musika sich selber preisen:

Hier kann nicht sein ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut,
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid.
Geiz, Sorg' und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.

Kommt man in eine Kirche und die Gemeinde singt so recht frisch und fröhlich zu den Klängen der Orgel, wie das doch ans Herz geht! Als im großen Kriege anno 1870 nach einem großen Siege der Deutschen Tausende auf dem Marktplatze in D. anstimmten: Eine feste Burg ist unser Gott — und: Es braust ein Ruf — und: Was ist des Deutschen Vaterland? — ist es Ungezählten durch und durch gegangen. Wenn man mit lieben Freunden zusammen ist, sei es in der Stube, sei es im grünen Walde, sei es auf hohem Berge, dann muß „Eins gesungen" werden.

Und wie schön ist das! Hör ich ein Kind auf der Gasse ein Liedchen singen, etwa: Weißt du, wieviel Sternlein — oder: Ich hab mich ergeben — dann freu ich mich. Es geht doch nichts über ein wenig Singen, wenn es auch nicht so kunstgerecht ist. Es muß auch nicht immer rein geistlich sein. So viel wird in den Häusern nicht mehr gesungen, wie ehedem. Ist vielleicht der frohe Muth und zufriedene Sinn daraus gewichen, der zum Singen treibt? Glaube es. Unglaublich aber klingt es, daß es in Gotteshäusern stumme Gemeinden giebt, die nicht einmal aus dem Gesangbuch mitsingen. Es wird einem ordentlich unheimlich dabei. Immerhin wird im Volke noch und gern gesungen. Ein gutes Zeichen. Böse Menschen haben keine Lieder. Gesangvereine bestehen aller Orten. Ist auch recht so, wenn sie nicht bloß auf Concerte mit nachfolgendem Ball oder „fidelem Tänzchen" losstudiren, sondern singen, weil es eine Lust ist zu singen, weil man sich mit einem guten geistlichen oder weltlichen Liede Sorgen und arge Gedanken aus dem Herzen und Freude, Heiterkeit, edle Entschlüsse in die Brust hinein singt. Unser neues deutsches Reich haben gewiß die tapfern Heere mit Kanonen und Flinten erkämpft, mit Blut und Wunden errungen, aber wir haben es auch mit unsern Liedern, Jahre, Jahrzehnte hindurch ersungen.

In gewissen Gegenden singen die jungen Mädchen, wenn sie an den Winterabenden zusammen arbeiten oder an den Sommerabenden zusammen durch Dorf und Feld wandern, ebenso auch die jungen Burschen. „Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine, geschickte Leute." Die Kinder singen so gerne. In der Schule sollen sie es lernen, das Singen nicht aus Notenheften und Liederbüchern, sondern das auswendig Singen aus frischer Kehl und voller Brust, daß sie nicht

sagen müssen, wenn sie draußen sind: „Ich habe das Buch nicht mit und den Text kann ich nicht auswendig!" „Ach ja! es wird bei uns Alles so überaus gelehrt, so wissenschaftlich, d. h. so unpraktisch angefaßt. In der Schule giebt es aber so vielerlei zu lehren, daß für das schöne Singen nur wenig Zeit abfallen kann. Und wäre doch so nothwendig, nothwendiger als manches Andere, recht besehen wohl auch heilsamer. Ich habe bisweilen auf der Straße oder im Freien singen hören, aber was für schändliche, gemeine Lieder, und mir gedacht: Wir Deutsche haben einen so reichen und köstlichen Schatz von guten Liedern, die schönsten darunter die Volkslieder. Wenn solche von Kind auf gelernt wären, würden die jungen Leute die Schand- und Schundlieder und Gassenhauer nicht singen und würde Manches nicht geschehen, was durch solche häßliche Lieder geschieht. Denn wer Schändliches sagt oder gar singt, ist nicht weit davon, es zu thun. Wenn die Kinder möglichst viel gute Lieder könnten, würde in den Häusern wieder mehr gesungen und böse Hausgeister vertrieben werden, denn diese können das rechte Singen nicht vertragen.

In Summa: Cantate! Singe, wem Gesang gegeben! Wer das Singen, wie ich es meine, fördert, erweist sich, Andern und dem ganzen Volke einen Dienst.

---

10. Rogate.

Rogate — bittet! Ist damit weiter Nichts gemeint, als was das Wort gewöhnlich sagt, so braucht es dieser Vermahnung nicht. Die Menschen thuen das unter einander schon. Des Bittens wird manchmal gar zu viel. Du sitzest eben bei der Arbeit, da klopft es an die Thür

und durch die Thürspalte ruft es: „Bitte, eine Gabe für einen armen Reisenden!“ Der fünfte, sechste heute schon, eine erneute Erinnerung an die Landplage des deutschen Reichs, über deren Heilung sich die Staatsheilkünstler so lange den Kopf zerbrechen werden, bis sie unheilbar geworden ist. Der Bettler ist abgefertigt, da kommt Dein Kleiner: „Bitte, Mutter, Vesperbrod!“ Und wenn Ihr Abends zusammen um den Tisch sitzet und gut Wetter im Hause ist, da rücken die größeren Kinder mit ihren Anliegen heraus. Du gehst auch selbst bitten: zum Nachbar, zur Frau Nachbarin, daß sie Dir Etwas borgen, was Du gerade nicht hast; in Geldverlegenheit zu einem guten Freund, das er Dir aushelfe. Der sich gerühmt hat, er werde ganz allein durch die Welt kommen und Niemanden je ein Compliment machen, zieht seiner Zeit doch seinen besten Rock an und macht sich auf den Weg, um einem Herrn seine „ergebene Bitte“ vorzutragen. Je größer der Herr, desto mehr der Bittenden. Möchte einmal bei dem Kaiser von Oestreich, der zu gewissen Zeiten alle Bittsteller persönlich anhört, sehen, wie viel solche da sind, und was sie ein jeder vorzutragen haben. Ein Herr aber muß wieder den anderen, ein König den anderen bitten. Sind ja Alle mit einander nur Menschen, mächtig, aber nicht allmächtig, weise, aber nicht allweise. Das versteht sich Alles von selbst.

Rogate — bittet! wird wohl etwas Besonderes bedeuten müssen. Uns Menschenkindern kommt allerlei vor, wobei wir uns mit aller Klugheit, aller Bildung und allem Reichthum nicht selber helfen können, ebensowenig unsere besten Freunde, und wäre unter diesen sogar der deutsche Kaiser.

Draußen stehen die jungen Saaten. Fleiß und Schweiß, Zeit und Geld hat es gekostet, ehe sie soweit gekommen

sind. Bis zur Ernte ist noch lange und Vielem sind sie unterworfen. Thuen kann der Landmann Nichts mehr an ihnen. Er kann sie nicht zudecken, wenn es frieren will, nicht gießen, wenn es dürr werden will, nicht die Sonne scheinen lassen, wenn es zu naß werden will, kein Dach darüber halten, wenn es hageln will. „Nun so nehme er es, wie es kommt und vertraue der Natur, sie wird es schon machen." Ich für mein Theil gehe lieber gleich an die rechte Quelle und halte mich lieber an den Herrn, als an den Diener, — und die Natur ist doch nur ein Diener — da weiß man, mit wem man es zu thun hat. Mit mir denken meine lieben Freunde: Rogate, bittet den Herrgott, der Luft und Wolken, Regen und Sonnenschein in seiner Hand hat, daß er unseren Saaten Gedeihen gibt und sie behütet!

Dort in dem Hause liegt der Vater krank, schon mehrere Wochen lang. Mutter und Kinder wissen sich nicht zu helfen. Was soll aus ihnen werden, wenn er stirbt? Es fehlt jetzt schon überall, weil er nichts verdienen kann, und Krankheit kostet Geld. Der tüchtige Arzt kommt und geht, tröstet wohl auch, denn er sucht seine Kunst nicht in Grobheit. Wenn er aber gerade heraus reden sollte, müßte er sagen: „Die Krankheit kann wohl zum Tode sein!" Nichts ist zu thun. Doch etwas: Rogate, bittet, daß der Vater droben Euren Vater am Leben erhält! Die geängstigten Leute thuen es auch. — Noth lehrt beten. Wem das Messer an der Kehle sitzt, der lernt schon die Hände zusammen bringen und wieder bitten, ob er es schon seit seinen Kinderjahren verlernt hatte. Was ist anno 1870 und 1871 in den Kirchen und Kammern gebetet worden: Gott wolle den Sohn, den Vater, den Bruder, den Bräutigam vor Kugel und Seuche behüten. Habe damals Diesen und Jenen in den Betstunden flehen sehen, der

sonst recht „gescheidt und gebildet“, oft auch recht spitzig gegen das Beten als gegen Frömmelei und Muckerei reden und wie ein Exempel vorrechnen konnte, daß es unmöglich Etwas nützen könne. — Noth bricht Eisen, wie sollte sie nicht ein wenig sogenannte Bildung und ein wenig Spott zerbrechen?

Mein Vater selig hat es aber nicht leiden können, daß sich seine Kinder nur dann an ihn machten, wenn sie ein großes Anliegen hatten. Er behauptete: für gute Kinder, die wüßten, was für einen guten Vater sie hätten, gehöre sich, daß sie sich immer mit ihm aussprächen und ihm Alles anvertrauten, sintemal er doch ihr nächster und bester Freund sei. Mir ist, auch als ich groß geworden war und mancherlei gelernt hatte, nie wohler gewesen, als wenn ich Alles vom Herzen herunter an den Vater geschrieben hatte. Der beste Vater droben wird es von uns Menschenkindern wohl auch so haben wollen, sonst ließe er uns nicht so geradezu sagen: Bittet, so werdet Ihr nehmen! Es ist wahrlich freundlich genug, daß wir noch zu dem geladen werden, was unser eigener Vortheil ist. Ueberdies aber, wie leicht, den Vater zu bitten! Er ist stets „zu Hause“ und immer „zu sprechen“, man kommt bei ihm sogleich vor, trifft ihn auch immer „bei guter Laune“, er quält auch die Bittenden nicht erst mit harten, groben Reden, wie dummstolze Leute zu thun pflegen. Und, was das Größte ist, er hat seine Menschenkinder so lieb, daß er ihnen sicher giebt, was sie bitten, Notabene wenn sie recht bitten und das Erbetene ihnen wirklich nütze ist. Du giebst Deinem kleinen Kinde doch die Scheere nicht, um die es bittet, auch die Uhr nicht, nach der es greift.

Rogate — bittet. Wohl dem, der es kann. O über die unglücklichen Menschenkinder, die durch die Welt laufen,

als hätten sie keinen guten Vater, mit dem sie reden, keine schöne Heimath, in der sie öfters einkehren und sich frischen Muth und neue Kraft zur mühseligen Wanderschaft in der Fremde holen können.

---

11. Pfingsten.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen, es grünten und blühten
Feld und Wald, auf Hügeln und Höh'n, in Büschen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel,
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Wer es schöner sagen kann, als der größte Dichter, wie es an Pfingsten ist, der thu' es! Pfingsten ist das Fest des Geistes. Da geht der lebendige, Leben schaffende Odem Gottes durch die Schöpfung, im gewaltigen Brausen, meist im stillen Säuseln des Windes. Und wie einst der Geist vom Himmel kam,

Mit Brausen 's ganze Haus einnahm
Darin die Jünger saßen,
Nun ihres Leid's vergaßen —

sie zu andern Leuten machte, denn sie vorher gewesen waren, und ein neues Leben in ihnen anfing, welches die ganze Welt und Menschheit zu einem blühenden Garten Gottes machte, das predigen diese Tage an heiligem Orte.

Pfingsten-Geist. Freilich halten es heutzutage viele Menschen nicht gern mit dem Geiste, lieber mit dem Fleische: schaffen, um zu verdienen, essen und trinken, sind lustig und guter Dinge, thun und treiben, was das Herz begehrt und „lassen den lieben Gott einen frommen Mann sein.“ Manche behaupten, es gebe gar keinen Geist, der Mensch wäre nur eine kunstreich zusammengefügte Fleisch- und

Knochenmaschine, die sich ein möglichst gutes Leben machen müsse, um hernach zu verfaulen, dann sei es mit ihr aus für immer. Das nennt man neue Weisheit oder Philosophie, ist aber schon alt, sehr alt. „Sie sind Fleisch," heißt es von den Leuten zu Zeiten Noahs. Dabei wird es doch bleiben: „Es ist der Geist, der sich den Körper schafft." Man braucht nur einem Menschen recht ins Gesicht zu sehen und ein wenig auf sein Reden und Treiben zu achten, dann weiß man bald, „weß Geistes Kind" er ist. — Wer in vielen Häusern aus- und einzugehen veranlaßt ist, hat sich oft gesagt: „In diesem Hause möchte ich beileibe nicht sein. Da herrscht ein garstiges, widerwärtiges Wesen. Aber in jener Familie gefällt es mir, da wäre ich bald ganz eingelebt." Jedes Haus hat seinen Geist, den Hausgeist, einen bösen oder guten. Er sitzt nicht in den Sparren oder Wänden, wohnt nicht auf dem Boden oder im Keller, wo der Sage nach die Heinzelmännchen hausen, sondern in den Menschen, die im Hause sind. Darnach der Geist in ihnen, darnach die Art im Hause.

Jede Zeit hat ihren Geist: den Zeitgeist. Er wird in Zeitungen, in Reden und Unterhaltungen so hoch gepriesen, daß man glaubt, das Paradies sei wieder da; wie er die Leute so gescheidt mache, daß sie Alles ergründen können, so gebildet, daß sie gar Nichts mehr zu glauben brauchen, so edel, daß Schlechtes eigentlich gar nicht mehr geschehen könne und, wenn es geschehe, blos eine Krankheit sei, für die der Missethäter nicht verantwortlich zu machen. Und mit dem Zeitgeiste muß man fortschreiten! An den Früchten wird man ihn erkennen. Dazu braucht man keine Brille. Der zwölfjährige Junge, der Alles besser weiß, als sein Vater, diesem über das Maul fährt, die Eltern wegen ihres altmodischen Wesens auslacht; das vierzehnjährige Mädchen, das an Pfingsten zu Tanz geht, all ihren Ver-

dienst auf den Leib hängt und in wenigen Jahren Familie ohne einen Mann hat; die halbwüchsigen Buben, die mit ihrer Rohheit die Straßen unsicher machen und mit Messern auf einander losgehen, die Männer, die eine Faust in der Tasche machen, wenn sie einen sehen, der einen bessern Rock anhat als sie — das alles sind Kinder des Zeitgeistes, und noch nicht die schlimmsten. Kennst Du nun den Zeitgeist? Nicht wahr, kein guter Geist? „Was man den Geist der Zeiten heißt, das ist der Herren (der Leute) eigner Geist." Ein Geist regiert den Menschen: der Zeitgeist oder der Gottesgeist. Gottes Geist aber ist ein guter Geist, ein heiliger Geist. Er schafft Demuth, Geduld, Gehorsam, Zucht, Frieden, Liebe, Wahrhaftigkeit, Rechtschaffenheit. Diese Früchte des Geistes findest Du bei einem wahrhaft frommen Menschen. Und als der heilige Geist in unserm Volke überall oben und unten regierte, da war es besser und ging besser, als jetzt. Dazu ist aber Pfingsten, daß wir den guten Geist Gottes empfangen und durch ihn den bösen Zeitgeist austreiben.

Pfingsten ist das Fest des Reisens geworden. Tausende, die sonst nicht „himmelssüchtig" sind, gucken an Pfingsten hundertmal nach dem Himmel, ob er festlich glänzen will. Die Einen wollen zu Verwandten und Freunden, die Andern in eine schöne Gegend. Auf den Bergen, in den Thälern zieht und wogt es, wie in einer neuen Völkerwanderung, als ob der den Deutschen angeborne Wandertrieb alter Zeit wieder erwacht wäre. Viele wollen einmal heraus

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge.

Für sie sind Pfingsten „die Feiertage." Wir sind ja so weit fortgeschritten, daß Schaaren im Volke keinen oder

keinen ganzen Sonntag mehr haben. Wer will es solchen verdenken, daß sie einmal „hinaus“ wollen. Die Gelegenheit ist da, und die liebe Mode, mitzumachen, und der Hochmuth spricht: „Was die können, können wir auch.“ Aber Anderes noch macht Pfingsten zum Reisefest. Erstlich: die Unruhe und Ungenügsamkeit unseres Geschlechts. Wir sind — soll ich sagen leider? — andere Menschen, als unsre Väter und Großväter. Die konnten an Pfingsten in ihre Kirche gehen, ihre Feiertagsmahlzeit halten, Nachmittags über einem ernsten Buche sitzen, sich einmal auf sich selbst, auf Welt, Zeit und Ewigkeit besinnen, ein Stück durch Feld und Wald wandern, Abends die Ruhe suchen und hatten damit die Feiertage genossen. Aber ihren Enkeln und Urenkeln behagt das Stillsein nicht. Das ist eine ewige Unruhe, immer nur hinaus, nie in sich hinein, immer in die Ferne schweifen, während das Gute so nahe liegt! Zum Andern kommt das Reisen an Pfingsten vielleicht mit daher, weil viele draußen suchen, was ihnen inwendig fehlt: Frieden, Zufriedenheit, wahres Glück. Ein Theil weiß das, ein Theil fühlt es nur, ohne es zu begreifen. Was den Leutchen fehlt, suchen sie auf einem hohen Berge mit schöner Aussicht, im duftenden Walde, im blühenden Thale, zusammen mit Anderen oder allein. Was ihr Herz zu hören verlangt, sollen ihnen die Vögel singen, der Bach murmeln, die Bäume rauschen. Sieh, der Vogel, der in Deinem Garten nistet, ist hundert und mehr Meilen weit übers Meer in unser Land gezogen. Niemand hat es ihm gesagt, ihm den Weg gezeigt, er hat es in keiner Schule gelernt, es kann ihm nur eingeboren sein. So ist dem Menschenherzen der Zug nach dem fernen, ewigen Heimathlande eingeboren. Dahin möchte es reisen. Die das nun nicht recht verstehen, denken, sie müßten ein Stück in die Welt hinein fahren, einige Tage wandern, denn kämen sie in das er-

sehnte Land. Und brauchten doch gar nicht weit, vielleicht gar nicht aus dem Orte zu gehen. Wornach sie verlangt, das ist da zu haben, wo an Pfingsten oder auch sonst sich eine fröhliche Reisegesellschaft versammelt, in Andacht gen Himmel reist und hört, was das Herz begehrt, in deutlichen, klaren Worten, nicht wie draußen in den „Stimmen der Natur", in die man erst Etwas hineinlegen muß, ehe man Etwas heraushören kann — und das Alles ohne Mühe, ohne Kosten — im Gotteshaus. Draußen ist es aber nicht zu finden, und wäre die Gegend wie ein Paradies. Hast Du eine Pfingstreise gemacht? Kennst Du das Drängen und Schieben, das Wandern in der Hitze, das Laufen im Regen, das Kämpfen um einen Trunk, die müden Füße, das Jagen von Ort zu Ort, das Schreien und Toben und endlich die verdrießliche Stille auf dem Heimwege? Die ehrlich sein wollen, müssen sagen: „Wir haben wenig gewonnen, nur etwas Kräftigung für den Leib, ein kurzes Vergessen der Sorgen."

„Das Alles werden wir nicht ändern!" — Bist ein närrischer Kauz, Vetter, daß Du immer denkst, ich wolle Etwas ändern. Nur reden wollt' ich davon, was ja erlaubt ist: Jedem, was ihm schmeckt! Wir reisen in diesen Tagen auch, reisen im Geiste nach Jerusalem und in den Himmel und wieder auf die Erde und nach den Feiertagen getrost durchs Leben weiter.

---

12. Am 25. Juni 1880.

Ob der 25. Juni als ein Feiertag in Eurem Kalender roth angestrichen ist, weiß ich nicht. Glaube es nicht. Und daß man dieses Tages im Volke sonderlich achten und sagen wird: „Man möchte ihn roth anstreichen!" glaube ich auch nicht. Ja wenn es irgend ein weltlicher Festtag: Sänger-,

Schützen-, Militärvereins-, Feuerwehrfest oder dergleichen wäre! Aber es ist ein Festtag, der unsern lutherischen Glauben betrifft. Und was diesen angeht, und wegen dessen vor Zeiten geschehen ist, das wird leicht und gern vergessen, wenngleich wir den Segen davon immer noch genießen. Der Geschmack ist eben zu verschiedenen Zeiten verschieden. Ich will Euch zu diesem Festtage der evangelisch lutherischen Christenheit Einiges erzählen und dadurch gleichsam den Tag roth anstreichen. Der Tag verdient es und wir Lutherischen sollten ihn uns ebensogut, nein, viel besser merken als Pankratius und Servatius und wie die wunderlichen Heiligen heißen, nach denen Ihr in den Kalender schaut. Er ist freilich kein Tag, an dem eine blutige Schlacht gewonnen, eine wichtige Erfindung oder großartige Entdeckung gemacht wurde; überhaupt kein Tag, von dem irgend welcher Verdienst oder Vortheil ausgegangen ist, und doch ein großer Tag.

Am 25. Juni 1530 war auf dem Reichstage zu Augsburg keine geringe Aufregung. Nachmittags versammelten sich Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Herren und hohe und niedere Geistliche in der Kapitelstube des Bischofspalastes. Im Hofe vor den offenen Fenstern standen die Menschen Kopf an Kopf. Um 4 Uhr fing ein Herr in der Stube — der kursächsische Kanzler Dr. Baier — an, eine deutsche Schrift mit lauter Stimme vorzulesen: es war der Lutherischen Glaubensbekenntniß, darin geschrieben stand, was sie nach Gottes Wort glauben, worauf sie leben und sterben wollten, und was sie nach der heiligen Schrift in ihrem Christenthum nicht mehr wie bisher, halten und üben könnten. Zwei Stunden las der Mann, und zwei Stunden lauschten die Leute. Die Einen sagten: „Ihr Glaube ist richtig," die Anderen dachten es, wieder Andere wunderten sich, daß von den gottlosen Dingen, deren man

die Neugläubigen beschuldigte, so gar Nichts zu hören gewesen sei. Die neue Lehre fand neue Anhänger. Es gab nun eine evangelische, lutherische Kirche und der 25. Juni ist ihr Geburtstag. Es war ein Tag, den der Herr gemacht hatte. Erstlich: ehe dies Glaubensbekenntniß vorgelesen werden konnte, mußte es verfaßt sein. Es ist keine Kleinigkeit, aus der großen Bibel die Hauptstücke des Glaubens herauszuziehen und sie so kurz und bündig, dabei so deutlich aufzustellen, daß auch der gemeine Mann sie zu verstehen vermag. Ueberdies war der Glaube im Laufe der Jahrhunderte mit so mancherlei Irrthum umgeben, daß, ihn rein ans Licht zu ziehen, ein mühseligeres Werk war, als des Bergmanns Arbeit ist, aus Schlacken und taubem Gestein die edlen Goldkörnlein herauszuschmelzen. Das Alles haben die großen Gottesgelehrten Luther, Melanchthon u. A. in wunderbar kurzer Zeit mit unsäglichem Fleiße auf Befehl Kaiser Karl V. und unseres Sächsischen Kurfürsten vollbracht. Auf dem Reichstage sollte der Religionsstreit zwischen Lutherischen und Katholischen geschlichtet werden und jene sollten „ihre Meinung der berührten Irrung und Zwiespalt in Schrift stellen.“ Zum Andern: es war für die Lutherischen böse Zeit. Der Kaiser war ihr Freund nicht, sintemal er glaubte, durch den Glaubensstreit litte sein Reich und seine Macht Schaden. Und er hatte damals gerade große Macht und waren ihm viel Mächtige zugethan, gegen welche die Anhänger des neuen Glaubens nur ein „klein Häuflein“ waren. Auch hatte sich Kaiserliche Majestät den protestantischen Fürsten gleich zu Anfang des Reichstages ziemlich ungnädig in Mienen und Worten gezeigt, und sie mochten wohl daran denken, wie der gestrenge Herr das Jahr zuvor Miene gemacht hatte, sie mit Gewalt wieder zu dem katholischen Glauben zurückzuführen, und Gott danken, daß der Türke drohte und den Kaiser leise

auftreten hieß, um nicht werthvolle Bundesgenossen zu verlieren. Zum Dritten haben sich die Lutherischen die Verlesung ihres Glaubensbekenntnisses ernstlich erkämpfen müssen. Sachsens Kurfürst Johann — gesegnet sei sein Andenken! — setzte es mit seinen Freunden durch, daß auf dem Reichstage zuerst die Religionsfrage verhandelt, daß am 24. Juni, als der Kaiser erklärte, es sei zum Lesen „fast zu spät", die Glaubensschrift nicht ungelesen an die Gelehrten abgegeben, daß sie endlich am 25. Juni und zwar deutsch und nicht nach Kaisers Willen lateinisch verlesen wurde. Daher auch der wackere Fürst den Beinamen des Beständigen erhalten und sich wahrlich redlich verdient hat. Er hat auch zuerst das Bekenntniß, so nachmals die Augsburgische Confession genannt worden, unterschrieben und weder des Kaisers Zorn und Gewalt, noch der Gelehrten Hohn und Spott gefürchtet, und sind durch sein fürstlich Beispiel Viele zu getreuem Ausharren bei ihrem Glauben ermuntert worden. — So ist am 25. Juni 1530 eine Schlacht geschlagen worden: eine Glaubens- und Geistesschlacht, darin die an Zahl und Ansehen Geringeren gewonnen und den Sieg behalten haben. Diese Augsburgische Confession hat weder aus der heiligen Schrift widerlegt, noch sonst überwunden oder unterdrückt werden können. Sie ist für die rechten Lutherischen immer noch, was die Statuten für einen Verein, die Fahne für die Soldaten sind. Darum sollen die, welche noch Etwas auf ihren Glauben halten, des 25. Juni als eines hochwichtigen Tages gedenken, denselben in der Stille feiern und in den Vorhöfen des Herrn den loben, der seinen Namen herrlich gemacht hat unter seinem Volke.

Es fällt aber auf den 25. Juni 1880 noch ein anderes Jubelfest: das 300jährige des Concordienbuchs. In diesem Buche sind alle Bekenntnißschriften, die in der lutherischen Kirche gelten, zusammengestellt, als: die 3 Artikel kurz und

erweitert, die Ausburgische Confession, die Apologie, die Schmalkaldischen Artikel, der kleine und der große Katechismus und die Concordienformel. Diese letztere Schrift ward auf Anordnung des Sächsischen Kurfürsten Vater August verfaßt, um den mancherlei Streitigkeiten über verschiedene Punkte lutherischer Lehre ein Ende zu machen. Daher ihr Name, denn Concordia ist verdolmetschet: Eintracht. Das ganze Bekenntnißbuch, am 25. Juni 1580 herausgegeben, führt den Titel: Concordia. Christliche, wiederholte, einmüthige Bekanntnuß nachgenannter Kurfürsten, Fürsten und Stände Augsburgischer Confession und derselben zu Ende des Buches unterschriebenen Theologen Lehre und Glaubens. 1580. — Dieses Buch enthält also den ganzen, aus der Schrift gezogenen lutherischen Glauben. Ihr könnet es Euch leicht einmal verschaffen, wäre aber noch besser, es läse und erklärte Euch einmal ein Sachverständiger die Hauptstücke daraus. Für diesen Glauben haben unsre Vorfahren, Fürsten und Unterthanen, gestritten und gelitten, an ihn haben sie Arbeit und Mühe, sogar Freiheit, Gut und Blut gesetzt. Und noch heute hat das Bekenntnißbuch, dies kostbare Erbstück aus der Väter Zeiten, seinen Werth und soll und muß aus Gottes Wort nach diesem Buche unser Glaube in Kirchen und Schulen lutherischer Christenheit gelehret werden.

Wir aber sollen uns dieses Werkes freuen, von Herzen dafür dankbar sein, mit Stolz der Männer im Lande Sachsen gedenken, die diese Schriften verfaßt und gegen Kaiser, Fürsten und Gewaltige vertheidigt haben. Die Hauptsache aber ist, daß wir bleiben in dem, was wir gelernet haben und uns vertrauet ist und uns nicht umtreiben lassen mit mancherlei und fremden Lehren.

13. Am 31. October.

Am 31. Oktober 1517 Mittag 12 Uhr stand in der kursächsischen Hauptstadt Wittenberg ein 34jähriger Mönch vor der Schloßkirche und nagelte an die Thür dieser eine Schrift an. Letztere enthielt 95 Sätze, über die er mit jedermann öffentlich zu streiten sich bereit erklärte. Die Sätze aber waren gegen den gräulichen Unfug gerichtet, daß durch umherziehende Händler die Vergebung der Sünden geradezu um Geld verkauft wurde. Das war der Anfang der Reformation, gleich dem kleinen Steinchen, das den Berg herabrollt und in seinem Laufe allmählig eine Unmenge Steine und Geröll mit herabnimmt, daß der Boden wieder sichtbar wird und Gras und Blumen tragen kann. Der Mönch hieß Dr. Martinus Luther und stammte aus einem Thüringer Bauerngeschlecht. Sein Vater war ein ehrsamer, armer Bergmann in Möhra, nachmals wohlhabender Hüttenherr und Rathmann zu Mansfeld. Geboren am 10. November 1483 in Eisleben, vom Vater in überaus harter Zucht gehalten, war der Knabe auf die Schulen in Magdeburg und Eisenach gekommen, wo er sich mit Singen vor den Häusern kümmerlich nährte, bis sich eine fromme Wittwe seiner barmherzig annahm. Als er die hohe Schule in Erfurt bezogen hatte, wollte er nach der Eltern Willen ein Rechtsgelehrter werden. Nach einigen Jahren wandte er sich aber der Gottesgelahrtheit zu, denn er war nach höherem Rathe zu einem auserwählten Rüstzeug bestimmt. Er ging ins Kloster, wo er sich mit Fasten, Beten und Kasteien, in der Angst um seiner Seelen Seligkeit beinahe den Tod geholt hätte, wenn er nicht in Gottes Wort den Trost der Vergebung der Sünden um des Heilandes willen gefunden hätte. Er ward darnach

als Professor nach Wittenberg berufen, durch fleißiges Studiren wurde er ein wahrer Gottesgelehrter und predigte bisweilen. Wie eine Windsbraut fuhren seine Streitsätze durch Deutschland und Europa hin. Binnen wenigen Wochen hatten sie ihm viele Tausende von unbekannten Freunden gewonnen. Es schien, als ob der Mann durch seine Hammerschläge ein gut Theil der Leute im deutschen Reiche und darüber hinaus aus dem geistlichen Schlafe aufgeweckt hätte. Und eine Schrift nach der andern schrieb er, die als Boten Gottes ausgingen in die Häuser der Vornehmen und Geringen, diese belehrend, wie schlimm es doch eigentlich aussehe mit dem Höchsten und Besten, was ein Mensch hat: mit dem Glauben, und was darin anders werden müsse. 1521 ward er auf den Reichstag zu Worms gefordert. Er sollte sich wegen seiner Lehre verantworten und dieselbe widerrufen. Er aber berief sich vor Kaiser und Reich auf die heilige Schrift und schloß seine Rede mit den Worten: „So ich nicht mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit anderweitigen hellen, klaren Gründen überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen. Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen." Das war gleichsam das Siegel auf die Schrift an der Wittenberger Schloßkirche. Weil das Werk aus Gott war, konnte es Niemand dämpfen: der Papst mit der geistlichen Gewalt nicht, und der Kaiser mit dem weltlichen Schwerte nicht, und darum sind wir evangelisch-lutherische Christen und wollen es, so Gott will, auch bleiben. Es thut aber wohl noth, daß wir uns besinnen, was die Reformation eigentlich sei. Denn einmal wissen manche Leute gar nicht, um was es sich am 31. Oktober handelt. Sodann wird heutzutage mit Allem allerlei Schwindel getrieben, und ist denn auch die Reformation mit gewissen hochtönenden Redensarten behangen worden, als zum Exempel: Glaubensfreiheit,

Erlösung von der Knechtschaft des Buchstabens u. A. m., weshalb nicht unmöglich erscheint, daß sich ein schwaches Gemüth dabei Nichts oder sehr Verkehrtes vorstelle, etwa: es brauche jeder nur zu glauben, was ihm beliebe, und er könne sich seine Religion selber zurecht machen. So haben seiner Zeit auch die Bauern die geistliche Freiheit des Christenmenschen, die Luther predigte, als Freiheit von Frohnen und Steuern verstanden und deshalb Aufruhr und blutigen Krieg angefangen. Was würde wohl Luther sagen, wenn er vernähme, wie sich Leute auf ihn berufen, die in ihrem Glauben, Lehren und Leben zu ihm passen, wie die Krähen zum Adler? Er würde grob, sackgrob werden, mit Worten dreinfahren, die Hörner und Zähne haben, daß jenen Sehen und Hören verginge. Die Reformation war keine Revolution, Luther kein geistlicher Barrikadenheld. Sie war, was das Wort besagt: eine Reinigung des von Irrthümern und Mißbräuchen entstellten Christenthums. Man baut jetzt häufig alte Kirchen um. Die Häuschen und Kapellchen, die nach und nach an- und eingebaut worden sind, werden weggenommen, was hineingehört, bekommt seinen rechten Platz und passenden Anstrich, hier und da wird etwas Neues angefügt — endlich steht die Kirche da, hell und schön, wie sie von Anfang herein war: dieselbe alte Kirche und doch neu, erneuert. Das hat Luther mit seinen Freunden am Christenthum gethan. Was er geändert, abgeschafft und eingeführt hat, ist nicht nach seinem Gutdünken, noch weniger nach dem Belieben oder gar der Stimmenmehrheit geschehen, sondern nur nach Gottes Wort. Darnach und darnach allein sind Lehre, Gottesdienst und heilige Handlungen, wie auch die äußerlichen Ordnungen der Christenheit geprüft und gereinigt, darum heißt unsere Kirche evangelisch und Du ein evangelischer Christ. Nicht was Menschen ersonnen, nicht was im Laufe von Jahr-

hunderten gäng und gäbe geworden, soll gelten, sondern was das ewige Wort Gottes lehrt. Merke also erstlich: die Reformation hat die heilige Schrift zur einzigen und alleinigen Richtschnur des Glaubens und Lebens gemacht. Kern und Stern aber derselben ist der Eine: Christus. Sie zeuget von ihm. Er hat unser Aller Heil geschafft, und nur durch ihn erlangen wir es. Merke zweitens: in der Reformation geht Alles darauf hinaus: Der Mensch kann den Frieden des Herzens, die Ruhe des Gewissens, die Seligkeit durch nichts verdienen, weder durch Beten, noch durch Kirchengehen, noch durch Almosengeben, noch durch sonst ein gutes Werk. Er kann nicht selbst sein Heiland sein, auch ein Anderer nicht, und heiße er ein Heiliger, wie er wolle, sondern nur der ist der Heiland, der sich selbst für uns gegeben hat. Glaubt man an diesen von Herzen, so wird man recht friedlich und fröhlich, gerecht und selig. Nun frage Dich selbst, ob Du auf diesem Grunde stehest!

Tages- und Jahreszeiten.

1. Der Morgen.

Guten Morgen! Wir sagen es so oft und denken uns so wenig dabei. Doch will es um einen guten Morgen so viel bedeuten. Haben wir ihn, so nehmen wir ihn hin, als verstünde sich das von selbst, als könnte das nicht anders sein. Schätzen lernen wir ihn erst, wenn er uns fehlt. Was das doch schön ist, wenn einen nach sanfter Ruh die Sonne zum neuen Leben weckt. Man ist wie neugeboren, frische Kraft strömt durch die Glieder, hell blicken die Augen, klar ist der Sinn, die ganze Welt, vergoldet vom Morgensonnenstrahl, sieht anders, schöner aus.

Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr.

Lange Nacht ist über ihn gekommen. Er sieht unter uns keinen Morgen mehr. — Viele haben keinen guten Morgen. In dunkler Nacht schimmerte in Stadt und Dorf hie und da ein mattes Licht durch das Fenster. Leute wachten um einen Kranken. Ihm ließen die Schmerzen keine Ruhe. Oft hat er gefragt: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Wird's nicht bald Morgen?" Seinen Pflegern zog die Müdigkeit die Augen zu. Aber sie fahren immer wieder auf. Das Seufzen, das Stöhnen vom Krankenbett her weckt sie und

scheucht die unruhigen Träume hinweg. Endlich schaut das blasse Licht des Tages zum Fenster herein. „Gott sei Dank!" ringt es sich von den Lippen des Siechen. Wie im Traum gehen die Seinen umher, mit Gliedern, schwer wie Blei? Was bringt der neue Morgen? Besserung oder Verschlimmerung, Leben oder Tod?

Guten Morgen haben auch Andere nicht, ob sie schon gesund sind. Schwere Sorgen nagten an ihnen und mordeten ihren Schlaf. Unruhig warfen sie sich auf dem Lager hin und her. Wie das Pferd in der Ringbahn lief der beängstigende Gedanke immer wieder durch das Gehirn. Wie der Verirrte rückwärts, zur Seite, wieder vorwärts geht und immer wieder an den Abgrund kommt, keinen Ausweg, keine Rettung sieht, so der ruhelose Sinn des Bekümmerten. Es hämmerte ihm in den Schläfen, es brannte ihm in den Augen, es klopfte ihm im Herzen. Endlich ist es Morgen. Ohne Erquickung, mißmuthig den neuen Tag fürchtend, steht er auf und seine Qual mit ihm. Guten Morgen hat auch der Mann mit dem bösen Gewissen nicht. Am Tage, unter den Menschen, im Geräusch der Welt vergaß er, was er gethan. Aber in der Nacht, als es so still war, da stieg sein Frevel neben seinem Lager vor ihm auf: er sieht den Wanderer, den er beraubt, die Waisen, die er betrogen, den Armen, den er zum Bettler gemacht, die Handschrift, die er gefälscht. Er steht im Geiste wieder vor Gericht, wo er die Finger aufhebt zum falschen Schwur. Wenn es nur Tag wäre! Es wird Tag. Aber der Morgen bringt keinen Frieden.

Guten Morgen! Wir haben ihn. Wir genossen den heilgen Schlaf,
Ihn, der das wüste Garn der Sorge löst,
Das Bad der sauern Müh, das Oel verletzter Seelen.

Es ist uns leichter ums Herz, als gestern am Abend. Wir schauen uns um. Unser schützendes Haus steht noch, unsere

Habe ist unversehrt. Die Unsrigen sammeln sich um uns, Alle gesund, frisch und froh. Wir aber haben zu dem guten Morgen nichts gethan. „Gleich als ein Todter lag ich hier." Leben, Gesundheit, Eigenthum, unsere Lieben sind uns neu geschenkt. „Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht." Das verdient doch einen freudigen Dank. Warum vergessen wir Seiner? —

Der Tag liegt vor uns, wie ein unbekanntes Land, in das wir reisen. Was er Alles bringen wird, — wir wissen es nicht. Einiges wissen wir. Arbeit bringt er, den großen Segen für die Menschheit. Auf uns wartet das Amt, das Geschäft, der Acker, das Hauswesen. Frisch hinein ins Tagewerk! Wir sind dazu gerüstet. Morgenstunde hat Gold im Munde. Bald fertig wird, was gestern nicht zu Ende kam. Heute glückt, was gestern nicht vom Flecke wollte. Neues wird angefangen. Ueber dem Schaffen weicht der Unmuth, die bösen, losen Gedanken ziehen fort. Mühen und Beschwerden bringt der neue Tag. Ein jeglicher Tag hat seine eigene Plage. Wenn nur keine zu schwere kommt. Aber der uns in der Nacht behütet, wird uns auch am Tage nicht verlassen, noch versäumen. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! hat er uns sagen lassen. Freuden bringt der neue Tag. Jeder Tag hat seine eigene Freude. Es muß ja nicht Tanz oder Gastmahl, Lotteriegewinn, Lustreise sein. Die kleinen Blumen am Wege sind auch Blumen. Pflückt man sich einen Strauß davon und sieht sie recht an, dann sind sie doch schön. Kleine Freuden sind auch Freuden. Hausfreuden — schönste Freuden, alle Tage zu haben, nicht kostspielig. Wenn ein Stück Arbeit fertig dasteht, das Schaffen so recht von den Händen geht, ein Kind etwas Gutes gelernt hat, am Mittag Alle zusammen sitzen und es jedem schmeckt, — sind das nicht Freuden, die nirgends und um kein Geld

feil sind? Man muß freilich das Herz auf dem rechten Flecke haben, sie zu empfinden.

Guten Morgen! Glück auf den Weg in den neuen Tag hinein.

---

2. Der Abend.

Im Westen steht die Sonne. Sie will Abschied von uns nehmen und in andere Länder ziehen. Sie hat dort auch Leute, die sie erfreuen will, wie uns. Lang werden die Schatten, kühler wird die Luft. Stille wird es draußen,

Ueber Wald und Feld
Säuselt Friede nieder
Und es ruht die Welt.

Es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt. Die Feierstunde schlägt, die Abendglocke läutet. Sie erlösen von der Arbeit und enden des Tages Last und Mühe. Feierabend! Sprich das Wort langsam vor Dich hin, wie ruhig und lieblich es klingt, wie ein Abendläuten! Still und heiter wird der Fleißige, wenn er die Bücher zuschlägt, das Handwerkszeug weglegt, die Werkstatt zuschließt, die Sense auf die Schulter nimmt und heimkehrt. Ein Tag geht zur Rüste. Viele Stunden des Lebens sind wieder dahin, bestimmt „zum Wirken, weil es Tag ist.“ Es ist recht heilsam, wenn man am Abend mit sich selbst rechnet: was habe ich heute geschafft? wie den Tag genützt? Kann man dann sagen: „Am Vormittage habe ich dies und am Nachmittage jenes zu Stande gebracht, und auch noch etwas Neues angefangen,“ dann ist einem am Abend, als hätte man nach langem, beschwerlichem Marsche am heißen Sommertage die Stadt erreicht, in die man wollte, wäre zum Thor hineingekommen, säße nun in der Herberge unter einem schattigen Baume,

hätte den Stock neben sich gestellt, ließe die müden Glieder ruhen und es sich wohl sein. Da heißt es dann: Willkommen, o seliger Abend! Der Tag war heiß und beschwerlich, aber nicht umsonst. Wer aber den lieben langen Tag „umgebracht", sich bald da, bald dort herumgedrückt, bald dies, bald jenes angefangen und wieder weggelegt hat, wer unter dem Schein der Geschäftigkeit, unter Gähnen und Langeweile die festgesetzten Stunden in Schul- oder Schreibstunde abgesessen hat, der weiß freilich nicht, wie schön der Abend in Wirklichkeit ist, so eilig er sich auch beim ersten Schlag der Feierabendstunde aus dem Staube macht. Vor ihm stehen die Stunden des Tages auf, verklagen ihn: „Mich hast du todtgeschlagen, mich auch und mich auch!" und verdammen ihn: „Du sollst nun auch keine Ruhe, keinen Frieden haben, es soll Dir „nicht wohl werden am Abend." Manche von den Trägen und Müßigen fühlen das, aber verstehen es nicht, halten sich für krank, denken, es „liege ihnen im Körper." Die es aber nicht mehr fühlen, sind schon „versumpft."

Wer viel solche Tage ohne Frucht, solcher Abende ohne Frieden verbracht hat, wie soll dem am Abend des Lebenstages zu Muthe sein, wo das Haar grau, der Athem kurz, die Hand matt, der Schritt langsam, der Sinn schwach wird? Schaut er zurück auf die vielen Jahre, da ist wenig Erquickliches zu sehen. Die Zeit ward versäumt, die Kraft vergeudet, die Pflicht vernachlässigt. Vorwärts blicken macht auch keine Freude. Nachholen? Ist unmöglich. Vor der Thür ist die lange Nacht, da Niemand wirken kann. Kein Wunder wenn der Alte unzufrieden, mürrisch und ärgerlich ist, sich und den Seinen seine letzten Tage schwer macht.

Aber schau den Greis, die Greisin an, die sich wirklich zur Ruhe gesetzt haben. Unermüdlich treu wirkten sie ihren

Lebenstag hindurch mit Dem, an dessen Segen Alles gelegen. Man erkennt den Abendfrieden auf ihren Gesichtern, hört ihn aus ihren Reden, spürt ihn in ihrem ganzen Wesen. Alles um sie her zeugt von ihrer Treue. Sie wissen wohl, sie haben nicht Alles gekonnt, was sie wollten, nicht Alles ausgerichtet, was sie sollten. „Ja wenn ich noch einmal jung wäre, ich würde Manches anders anfangen und besser machen." Doch sie kennen den, der Alles weiß. Er weiß auch ihr Wollen, wenn das Vollbringen fehlte und hoffen, daß Er seine treuen Arbeitern nicht nach ihrer Stückarbeit und ihrem Stückwerke, sondern nach seiner väterlichen Güte lohnen wird. Sie haben ihr Haus bestellt, aber auch ihr Herz. So mag denn die Feierstunde des Lebens schlagen. Mag es letzten Feierabend läuten, wenn der Meister droben will. Sie gehn in Frieden heim, ruhen aus von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Solchen Feierabend wünsche ich Dir und mir!

---

3. Im neuen Jahre.

Aller Anfang ist schwer. Nur beim Anfang des Jahres scheint das Sprichwort zu lügen, man müßte denn an die schweren Köpfe derer denken, die sich in das neue Jahr hinübergetrunken, oder an die schweren Beine derer, die sich ins neue Jahr hineingetanzt haben. Fröhlich hat man sich zum neuen Jahre Glück gewünscht. Würden die Wünsche alle gewogen, — ob sie nicht der wiegt, der jedes Wort auf unserer Zunge weiß? — dann würden wohl viele davon „zu leicht erfunden" werden, weil sie nur luftige Worte sind, in denen Nichts vom Herzen mit liegt. Was gelten aber dann Neujahrswünsche, die einen „Witz", vielleicht eine

Gemeinheit enthalten? Ein aufrichtiger Wunsch für Andere kommt auch nachträglich nicht zu spät. Wir sollen ihn tagtäglich thun. Denn des Segens an Leib und Geist, in Familie, Amt und Geschäft sind wir jeden Tag bedürftig. Der aber die Wünsche erfüllen kann, ist immer zu Hause, am ersten und am letzten Januar und auch im Februar bis zum 31. December. Ein jeglicher hat im Anfang des Jahres so seine Hoffnungen.

Die Welt wird alt und wieder jung
Und der Mensch hofft immer Verbesserung.

Was er wünscht, das hofft er, und läßt es sich gern vorhersagen. Unser Geschlecht glaubt wenig, läßt sich aber gern prophezeien, vielleicht eben, weil es wenig glaubt. Der Glaube ist gar nicht vorwitzig und neugierig, sondern spricht: „Was kommt, kommt recht, ich geb mich drein, ich bin ja nicht mein eigen". Der wegen seines „dummen Aberglaubens" verspottete Bauersmann studiert im neuen Jahre die Prophezeiungen des hundertjährigen Kalenders. Die feingebildeten Herren und Damen gehen zu Wahrsagerinnen und hören lachend, aber mit größter Andacht auf ihre Verkündigungen. Das aufgeklärte Volk lauscht begierig auf die Offenbarungen seiner Zeitungspropheten. Und wer es versteht, den Leuten recht süßen Honig um den Mund zu streichen und nach allen Gelüsten zu reden, der ist der gemachte Mann! Der Respekt vor ihm ist ganz gewaltig, und sein Geldbeutel hat gute Zeit. Kein Mensch aber weiß, was morgen sein wird. Ist auch recht gut so. Denkt doch, das Elend, wenn wir im Januar genau wüßten, was uns im Juli oder November Trauriges begegnen wird. Wir könnten unsers Lebens nicht froh werden. Eins kann freilich der Mensch voraus wissen: Wie man's treibt, so gehts. So war es vor hundert und vor tausend Jahren, so wird es im neuen Jahre sein. Weise ist, wer das be-

denkt, weiser, als mancher, der vor Gelehrsamkeit strotzt. Und ein Anderes dazu: rast' ich, so rost' ich. Jedenfalls kann man im neuen Jahre nicht dastehen und passen, „daß einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen", die doch erst, da zur Zeit das Schlaraffenland noch nicht da ist, gefangen und gewürgt, gerupft und ans Feuer gesetzt werden müssen, ehe man sie verspeisen kann. Nur ein Thor wartet, daß die Zeit alles Gute und Schöne bringen soll. Sie bringt, genau genommen, gar Nichts. Jeder Tag des neuen Jahres ist wie ein leerer Krug, in den Du mit Fleiß und Schweiß Etwas hineinschaffen sollst, dann will der Herr des Segens kommen und machen, daß er voll wird und überfließt und auch für böse Tage noch übrig bleibt. Wer das so recht übersinnt, dem muß der Anfang leichter werden, als dem, der überlegt, was er im neuen Jahre zu schaffen hat, aber von dem besten Helfer Nichts wissen mag. Einen Berg geht es ja doch hinauf, einen steilen dazu. Die Sonne wird brennen, der Wind wird wehen, der Pfad wird ausgeben, die Füße werden ermüden, das Kreuz- und Sorgenbündel wird drücken und immer schwerer werden, so leicht es anfangs zu sein schien. Aber

Hoffnung ist der Wanderstab
Und Geduld das Reisekleid,
Da man mit durch Tod und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Stab und Kleid muß man aber von oben beziehen. Von anderwärts genommen taugen sie Nichts. Der Stab zerbricht sonst und die Splitter geben einem noch dazu durch die Hand, und das Kleid geht bald in Fetzen und man friert bis in Mark und Bein hinein. Bruder Lustig kann sich freilich nicht denken, warum man es mit dem neuen Jahre so ernsthaft nimmt. Bei ihm heißt es: „Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt, drum ist so lustig mir die Welt!"

Könnte aber doch sein, es passirte ihm im neuen Jahre Etwas, das ihn wirklich traurig machte. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen.

Am Ende bleibt es dabei: Aller Anfang ist schwer. Man braucht keine Jammerbüchse und kein Schwarzseher zu sein, um zu finden, daß die Aussichten in Land und Reich und Volk hinein nicht so glänzend sind. Ueberall fehlt es, und zwar am Besten, auch wenn Du darunter nur Geld verstehst, ich aber denke an viel Höheres dabei. Ueberall drückt der Schuh, jeden für sich und Alle mit einander. Muß doch an denen liegen, die uns bislang die Schuhe angemessen haben. Haben gewiß falsches Maß und falschen Blick gehabt. Recht knappe Schuhe stehen schön, es läßt sich nur nicht lange darin gehen, und das soll bei Schuhen gerade die Hauptsache sein. Doch das Blatt wendet sich. Nach dem weisen Salomo hat Alles seine Zeit: Pflanzen und Ausrotten, Bauen und Abbrechen, Behalten und Wegwerfen. Im Ausrotten und Abbrechen und Wegwerfen haben wir es wirklich Jahre hindurch sehr weit gebracht. Glaube, Zucht, gute Sitte, heilsame Ordnungen, segensreiche Einrichtungen sind mit vielem Andern, was wirklich unhaltbar war, bei Seite geschafft worden. Mit Siebenmeilenstiefeln des Fortschritts marschirten wir. Nun kommt wohl einmal die Zeit des Behaltens, des Bauens und Pflanzens. Man merkt allenthalben, daß es nicht mehr so geht, wie sonst, und was nicht mehr geht. Und sehen, daß man auf falschem Wege ist, das ist schon der erste Schritt zur Umkehr auf den rechten Weg. Die Einen gestehen offen: sie hätten ihre Ansichten geändert. Sind wenigstens ehrliche Leute. Die Andern drehen und winden sich um das Bekenntniß ihres Irrthums herum, müssen ihn aber doch eingestehen. Sonst hieß es mit oder ohne Zorn: „Bessert die Verbrecher!

Behandelt sie human, sanft und mit Liebe. Die armen Menschen sind unzurechnungsfähig!" Jetzt heißt es: „Straft sie, haltet sie streng, wir können uns sonst der Missethäter nicht mehr erwehren!" Sonst: „Schlagen ist roh, paßt nicht in unsere hochgebildete Zeit, ertödtet das zarte Ehrgefühl des Menschen!" Jetzt: „Prügel muß es wieder geben. Die Rohheit wächst uns über den Kopf. Vor Buben müssen anständige Leute sich fürchten!" Sonst: vollste Gewerbefreiheit, jetzt: Innungen; sonst: vollständigste Preßfreiheit, jetzt: Unterdrückung der unzüchtigen, unsittlichen Bücher, Bilder, Annoncen. Sogar Religion fordert man wieder, bisweilen ganz verschämt nur, sie wird, fast unglaublich! in gewissen Zeitungen erwähnt, ohne den üblichen Fußtritt von früher zu bekommen, gar mit einer Empfehlung. Ja wer ein Haar in der Suppe findet, dem schmeckt sie nicht mehr.

Es könnte also im neuen Jahre anders und besser werden? So schnell geht es nicht. Gut Ding will Weile haben. Eines Volkes Leben zählt nicht nach Jahren, sondern nach Jahrzehnten. Es wäre vielleicht möglich, daß die frühere Art noch einmal aufkäme, aber dauernd schwerlich. Wir werden wieder bessere Zeiten sehen. Und wenn wir nicht, dann unsere Kinder, wenn anders es Gottes Wille ist. Er läßt sich nicht in sein Regiment reden.

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

4. Narren.

Faßnacht — Narrenkappen, Narrenabende, Narrenbälle, Alles wird närrisch. Närrische Welt! Kommt der Steuerzettel, dann ist jedermann für die vielen Abgaben viel zu arm. Brauchen die Kinder neue Schuhe, die Frau

neue Töpfe und Tiegel, die Diele ein neues Brett, dann ist schlechte Zeit. Alles so sündenmäßig theuer und das Eine oder Andere muß bleiben. Steht der Narrenabend oder Maskenball in der Zeitung, so muß mitgemacht werden. Es kann nicht genug kosten. Man ist reich. Sonst hatten nur die großen Städte das Vorrecht der Narrethei. Jetzt ist sie auch in die kleineren Städte und auf Dörfer gekommen. Narrheit steckt an. Ein Narr macht viele Narren. Wie viel machen viele? Das Narrenspielen ist etwas Mittelalterliches. Sonst schimpft man auf das Mittelalterliche als auf etwas Finsteres, des Menschen Unwürdiges, dem sogenannten Fortschritt Hinderliches. Dieses Mittelalterliche ist wieder aufgekommen, künstlich aufgebracht worden, also ein Rückschritt. Je nachdem! Was den Lüsten und Begierden dient, Fleisches- und Augenlust befriedigt, muß gefördert werden. Wehe dem, der sich dagegen stemmt!

Vormals hatte das närrische Wesen einen gewissen Sinn. Schlag 12 Uhr Mitternacht des Fastnachtsdienstags fing bei den Katholiken die große Fastenzeit an. Es gab wochenlang keine große Mahlzeit, kein Fest, eigentlich gar keine Fleischspeise mehr. Bis Ostern war „stille Zeit", weil der Heiland einst eine so stille, schwere Zeit durchlebt und durchgekämpft hatte, bis er seine Augen im Tode schloß. Aber stille Zeit besteht bei uns so gut wie gar nicht mehr. Es geht immer laut. Mit knapper Noth haben wir noch eine „stille Woche", die Charwoche. Auch die hätte man am liebsten schon längst beseitigt. Also — einst hieß es: Fleisch, leb wohl! auf Lateinisch: caro vale! daraus Carneval geworden ist. Vor der Zeit ernster Enthaltsamkeit ließ man das Volk noch einmal austoben, besonders am Fastnachtsdienstage. Am Mittwoch aber gingen die Leute in die Gotteshäuser und wurden von den Priestern mit geweihter Asche bestreut, zur Mahnung daran, daß sie Erde und Asche

seien — daher Aschermittwoch. Bei uns Lutherischen wird nicht mehr gefastet. Es hat also das närrische Wesen keinen rechten Grund mehr, wenigstens nur den, einmal eine Abwechselung, ein besonderes Vergnügen unter den zahllosen Lustbarkeiten zu sein. Der Lust wird ja der Mensch so leicht überdrüssig, wenn sie nicht immer wieder ein anderes Kleid anzieht. Oder ist die Narrethei ein neu construirter Angelhaken, den Leuten Geld aus den Taschen zu angeln? Oder ein besonderer Rausch, eine Portion Opium, sich zu betäuben, sich über den Ernst des Lebens, über die Unruhe des armen, schmachtenden Herzens hinwegzusetzen?

Einer Betrachtung werth ist die Narrethei wohl. Meines Wissens besteht noch die Freiheit, über Etwas seine Gedanken zu haben und anständig auszusprechen, wiewohl es mitunter den Anschein hat, als sei in unsrer Zeit der großen Freiheit nur erlaubt, das zu sagen, was der Majorität oder der herrschenden Menge wohlgefällt. Ein römischer Dichter hat geschrieben: „Es ist angenehm, einmal den Narren zu machen.“ Angenehm vielleicht, ob aber zuträglich? „Jeder muß seine eigene Haut zu Markte tragen.“ Unbestritten. Wenn indessen ein lustiger Hausvater seine letzten Betten versetzt, um mit seiner getreuen Hausfrau zum Maskenball zu fahren und andern Tags von seiner Gemeinde Armenunterstützung fordert, wie thatsächlich geschehen ist, und Aehnliches öfter vorkommt, so geht das wohl nicht einen oder zwei allein an. Schwerlich hat auch der alte Heide das „Narrenmachen“ so gemeint, wie es meist getrieben wird. So nothwendig scheint es doch nicht zu sein. Denn

Ein Reis vom Narrenbaum
Trägt jeder an sich bei,
Der Eine deckt es zu,
Der Andre trägt es frei.

Mancher so frei, daß man es schon aus weiter Ferne sieht. Kaum würde er die Kappe aufsetzen, wüßte er, daß er immer eine auf dem Kopfe hat. Mein Lebtag habe ich die jungen und erst recht die alten Männer nicht leiden können, die jedermanns Hofnarren abgeben und immer Witze ohne Witz reißen, so wenig ich die dünkelhaften Narren leiden kann, die in ihrer überlegenen Weisheit Andere stets zum Narren halten oder verhöhnen. „Die Narren haben ihr Herz im Maule," statt den Mund im Herzen. „Ihr Herz aber ist wie ein Topf, der immer überläuft und kann keine Lehre halten." Wer kann die Narren — auch außer Fastnacht — zählen? Ihrer ist Legion: Kleider- oder Modenarren, Bartnarren, Hunde-, Pferdenarren, Weibernarren, Geldnarren, Titelnarren, Lese-, Schreib- Redenarren, sogar Politiknarren. Die Einen zum Lachen, die Andern zum Weinen. Wie traurig, wenn jemand seiner Narrheit sein Vermögen, sein Geschäft, seine Gesundheit, das Glück seiner Familie opfert! Die Narren- oder Irrenhäuser füllen sich immer mehr. O man muß sich gewaltig in Acht nehmen, nicht in irgend Etwas ein Narr zu werden, sich zu vernarren, zumal da man Vieles sieht, worüber man närrisch werden könnte! Und wie sich von außen her leicht Etwas an uns hängt, was wir schwer wieder los werden, so taucht auch ein Gedanke in unserer inneren Welt auf, der immer wieder und immer öfter kommt, in der Seele im Kreise umherläuft, wie ein Raubthier im Käfig, alle andern Gedanken austreibt, im Wachen und Schlafen den Menschen peinigt, zuletzt wie ein Begleiter gleichsam sichtbar neben ihm hergeht, ihn verfolgt, wohin er auch flieht. Das ist der Anfang zur wirklichen Narrheit, davor Gott jeden behüten möge.

Hans Sachs, ein Schuhmacher und Poet in Nürnberg vor mehr als dreihundert Jahren, hat ein lustig Fast-

nachtsspiel verfaßt: das Narrenschneiden. Darin schneidet ein berühmter Doktor einem kranken Manne sieben Narren aus dem Leibe: Hoffart, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Völlerei, Zorn und Faulheit, und ist sehr erbaulich zu lesen, wie genau der Arzt die Narren kennt und weiß, was sie dem armen Patienten für Noth und Schmerzen machen. Wenn wir einen solchen Doktor hätten! Er hat wenigstens ein Recept gegen die Narrenkrankheit hinterlassen. Zu Nutz und Frommen solcher, die es probiren wollen, sei es hergesetzt:

Ein jeglicher, dieweil er lebt,
Laß er sein Vernunft Meister sein,
Und reit sich selbst im Zaum allein,
Und thu sich fleißiglich umschauen
Bei Reich und Arm, Mann und Frauen,
Und wenn ein Ding übel ansteh'
Daß er desselben müßig geh,
Richt sein Gedanken, Wort und That
Nach weiser Leute Lehr' und Rath.

Wer aber nun durchaus ein Narr sein will? Jedem Narren seine Kappe!

---

5. Ein Samenkorn.

Dem dunklen Schoß der heilgen Erde
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.

Auch wer nicht den Acker baut, aber ein Fleckchen Erde sein nennt, das ihm irgend Frucht tragen kann, legt einige Samenkörner in die Frühlingserde — auf Hoffnung. Das Samenkorn gehört zu den Wundern der Schöpfung, deren wir wenig achten, weil sie uns von Kindheit an ver-

traut und alltäglich geworden sind. Hast Du ein solches Körnlein, z. E. Weizen genau beschaut? Da liegt das kleine Ding in Deiner Hand, mit bräunlichem Kleidchen angethan, unscheinbar, dürr und todt. Mach es sorgsam auf! Mehl ist darin, weiter nichts. Zerschneide und zerdrücke das kleine, weiße Körperchen, lege es unter ein Vergrößerungsglas, wie Du willst — nichts Sonderliches ist sichtbar. Nun nimm ein gleiches Körnlein und stecke es in die Erde. Du weißt schon: kommst Du nach zwei, drei Wochen wieder an die Stelle, so guckt ein braunes Spitzchen aus dem Boden, das sich durch die harte Erde durchgearbeitet hat. Nach einiger Zeit ist daraus ein grünes Pflänzchen geworden, kaum eines Fingers lang. Neben dem einen Blättchen kommt ein zweites zum Vorschein und beide gehen nach und nach in die Höhe. Aus ihnen fährt später ein grüner Stengel auf, der trägt an seiner Spitze die kunstreich gebaute Aehre, in der sich nachmals in kleinen Häuschen die Körner bilden, erst grün und weich, dann immer fester, endlich durch die Sommerhitze hart und bräunlich, wie das in die Erde gebettete Samenkorn. Dieses war also nicht wirklich todt. Leben war darin, nur nicht sichtbar, nicht hörbar, nicht fühlbar. Es giebt eben Vieles, was man nicht sieht, nicht hört, nicht greift, und was doch da ist. Laß einen recht geschickten Drechsler ein Samenkorn nachmachen, dem natürlichen zum Verwechseln ähnlich, und leg es in die Erde: Nichts ist damit und nichts wird daraus! Er kann kein Leben hineinkünsteln. — Such jetzt Dein aufgegangenes Samenkorn an dem Platze, wohin Du es gelegt hast. Du findest es nicht? Wirst es auch nie wiederfinden. Es ist gestorben, verwest, zu Erde geworden. Aber aus seinem Tode ist ein neues Leben gekommen. Ein ganz neues, anderes Ding ist aus ihm erstanden. Das Körnchen war so klein, die Pflanze, der Halm ist so hoch,

fast mannshoch, das Körnchen braun, die Pflanze grün. Ein Körnchen hast Du in der Tiefe begraben, zwölf, zwanzig und mehr Körner sind in der Höhe geworden. Was mit dem Körnchen geschieht, weißt Du. Aber wie das zugeht? Ich weiß es nicht, Du nicht, Niemand — und Niemand wird es je ergründen. — Allein für sich wird das Samenkorn freilich nicht lebendig. Auf Deinem Hausboden bleibt es dürr. In die Erde muß es. Das feuchte Bett des Ackers, Sonnenstrahlen, Regen- und Thautropfen gehören dazu, daß es sterbe und daraus ein Neues auferstehe. Dazu kannst Du ihm helfen.

„Doch Wachsthum und Gedeihen
Kommt aus des Höchsten Hand."

Ein Samenkorn — das ist jede That, jedes Berufswerk, das wir ausführen, jedes Wort, das wir sprechen. Böser Same wird genug gestreut. Lustig und üppig wächst allerorten das Unkraut. Nur an edlen Samen denke ich jetzt, Du redest ein gutes Wort zu jemanden, und zwar aus dem Herzen heraus: ein Wort der Mahnung, der Warnung. Das ist doch ein Kleines, Unscheinbares. In einem Nu ist es verflogen. Du denkst selbst nicht wieder daran, merkst auch nichts mehr davon. Es scheint todt zu sein. Aber es ist doch Leben darin. In ein Herz ist es gefallen. Darin geht es auf. Anderes und Neues kommt heraus: ein löblicher Vorsatz, allerhand gute Gedanken, eine rechte That, am Ende gar die Besserung eines ganzen Lebens und dadurch das Glück einer Familie. Das ist freilich nicht Dein Verdienst, so wenig, wie das Keimen, Wachsen und Fruchttragen des Weizenkorns draußen. Die Herzen hat ein Höherer in seiner Hand und Er macht auch inwendig das rechte Wetter und den milden Boden. Am besten, Du erführst gar nichts davon, daß Dein Samenkorn so lebendig geworden ist. Aber tröstlich, es einmal

zu erleben. Das lohnt allen Schweiß des Säens; und Säen ist die beschwerlichste Arbeit des Landmanns. Wir mußten auch sonst immer mit Thränen säen. Meinst Du es redlich in all Deinem Thun, dann kennst Du aus Erfahrung das Wörtchen „umsonst." Todt und gar begraben scheint oft aller Same, den wir eifrig in Wort und That streuten. — „Es ist eigentlich schade um jede Mühe!" seufzen wir verdrießlich. Aber das Samenkorn wird nicht lebendig, es sterbe denn. Verzage nicht. Behalte den edlen Samen nicht bei Dir, sonst bleibt er ganz todt. Der Allem Leben und Odem giebt, macht zu seiner Zeit jedes gute Körnlein lebendig, wär es auch erst dann, wenn der Säemann längst von seiner Arbeit abgerufen ist. „Frühe säe Deinen Samen!" Die Saatzeit währt nicht lange. Eile thut noth: auf dem Acker, wie im Leben. Säume nicht!

Ich kenne noch ein Samenkorn, das bist Du selbst, heißt das: Dein Leib, auch der meinige. Er stirbt und wird in die Erde gelegt: in den Acker Gottes. Und doch ist Leben darin, ein lebendiger Keim, verborgen und unsichtbar. Wenn einst der ewige Frühling anbricht und der Herr, der das Leben ist, über die Erde geht, dann wird auch das erstorbene Samenkorn lebendig und ein Neues und ein Schöneres, als das Alte war, kommt heraus. Glaubst Du das?

---

6. Bittschreiben des vereinigten Singvögelchors an die wohllöbliche Bürger- und Bauernschaft.

Es wird der geehrten Bewohnerschaft in Stadt und Land nicht unbekannt sein, daß wir gefiederten Musikanten, die wir auf Reisen waren, nunmehr glücklich wieder eingetroffen sind und uns mit unseren im Winter hier verbliebenen Collegen zu neuer Thätigkeit vereinigt haben. Die uns durch

die Nachwehen des Winters aufgezwungene Mußezeit haben wir zu mehrfachen Zusammenkünften benutzt, und erlauben uns hiermit auf Grund der gehaltenen Besprechungen der wohllöblichen Bürger- und Bauernschaft einige dringende, unsrer Ansicht nach wohlberechtigte Bitten vorzutragen.

So sehr es uns wandernden Musikanten auch in Afrika, Spanien, Italien und andern warmen Ländern gefiel, trieb es uns doch wieder nach unserm lieben Deutschland zurück, und wir freuten uns herzlich auf unsere Sommerwohnungen. Aber mit großer Betrübniß hörten wir von unsern zurückgebliebenen Collegen, daß wieder, wie früher schon, eine Anzahl unserer Wohnungen durch Umhauen von Gebüsch, einzeln stehenden Bäumen und Sträuchern abgebrochen worden seien und zwar ohne Ersatz, den doch der Hausherr seinen Miethern, wenn sie ohne Kündigung ausziehen müssen, schuldig ist. Wir fanden dies auch bestätigt und vernahmen, daß die Menschen, theils um ein wenig Geld oder Holz oder Land zu gewinnen, theils weil Baum und Strauch doch weiter keinen Nutzen haben sollten, letztere gerodet hätten. Durch solchen Wohnungsmangel haben sich mehrere unserer Verwandten und Freunde veranlaßt gesehen, weiter zu ziehen, und uns Andern würde, wenn der Abbruch unsrer Wohnungen so fortginge, ebenfalls das traurige Loos der Auswanderung in andere Gegenden treffen, so gut es uns auch hier gefällt. Und doch haben wir unsre Miethe jährlich redlich und pünktlich bezahlt, nicht nur dadurch, daß wir tagtäglich Freiconcerte gaben, sondern auch dadurch, daß wir unter den gefräßigen Raupen, Würmern und Käfern, diesen bösen Feinden des Landwirths und Gärtners, tüchtig aufgeräumt haben. Ein gelehrter Herr hat berechnet, daß ein einziger unsrer ersten Flötisten, Staar, mit Weib und Kindern jeden Tag 364 Schnecken, Raupen u. dgl. verzehrt. Wir Andern aber, ohne einander die Bissen nach-

zählen zu wollen, brauchen jeder mit den Seinen monatlich Tausende und aber Tausende des garstigen Ungeziefers. Wohl wissen wir: in jeder Heerde sind räudige Schafe. Gedachter Staar macht sich oft über die süßen Kirschen und der ungezogene Chorjunge Sperling stiehlt oft zu unsrem Aerger Weizen und Obst. Allein sollte ihnen jemand so sehr verdenken, daß sie zu den vielen fetten Bissen auch ein wenig süßes Compot genießen wollen und sich nehmen, was ihnen doch Niemand freiwillig giebt, zumal sie nicht über das siebente Gebot gelehret sind, das nur für vernünftige Menschen gilt und auch von diesen, wie wir oft von den Bäumen aus gesehen haben, nicht immer gehalten wird?! Wir wünschen, um nicht Alle in schlechten Ruf zu kommen, daß die Näscher unter uns durch Scheuchen und blinde Schüsse von den verbotenen Genüssen abgeschreckt werden. Uebrigens aber glauben wir nach dem Urtheile vieler verständiger Gönner durch unsere Arbeit an dem Ungeziefer, die Menschen niemals so wie wir werden verrichten können, zu verdienen, daß man uns gern Wohnungen vermiethe oder beschaffe, und wir haben mit großer Freude vernommen, daß an manchen Orten für die Großen und Kleinen unter uns Häuschen oder Nistkästen gebaut werden. In Anbetracht dieser Umstände bitten wir gehorsamst:

verehrliche Bewohnerschaft von Stadt und Land wolle, wenn nicht der Zwang dahinter ist, unsere Häuser: Bäume, Sträucher, Gebüsche, Hecken schonen und, wo es möglich, an Stangen, Giebeln u. dgl. Nistkästen aufhängen.

Mit Bangigkeit sehen wir der Zukunft entgegen. Jeder hat seine Feinde. Auch wir haben deren genug. Unter unsrem eignen Geschlechte giebt es Raubritter, die uns nach dem Leben trachten. Jährlich betrauern wir genug Verwandte, die blutgierigen Vierfüßlern, zumal der tückischen

Katze, zum Opfer gefallen sind. Glücklicherweise sind wir jetzt durch Gesetze in Deutschland davor geschützt, zu Hunderten gefangen, abgewürgt und verspeist zu werden, wir, so kleine Bissen für den großen Menschen. Wie erschrecken wir aber, wenn die großen Augen eines wilden Knaben in unser Nest schauen, seine Finger unsere Eier befühlen und wegnehmen. Wir armen Eltern hätten uns zu Tode jammern mögen, wenn wir unsre nackten Kleinen aus ihrem warmen Bette herausgerissen und getödtet sahen. Im Gebüsche bemerkten wir auch hier und da Sprenkel, in denen wir hängen bleiben sollten, um nachher als Gefangene in einem Käfig zu singen und — bald zu sterben. Wie würde es Euch Menscheneltern thun, wenn jemand Euer Kleines aus der Wiege risse und tödtete oder Eure Kinder in ein enges Häuschen sperrte? Darum bitten wir Euch ernstlich:

> Schärft es Euren Knaben ein, daß sie unsere Nester, Eier, Kinder und uns selbst in Ruhe lassen und straft sie, wenn sie sich gegen uns vergehen!

Wir hoffen zuversichtlich auf Erfüllung unserer Bitten, um so mehr, da wir unter löblicher Bevölkerung gute Freunde haben, die sich im Winter regelmäßig unsrer darbenden Vereinsmitglieder annehmen. Dagegen versprechen wir, unsern Dank durch fleißige, gute Musik und rastlose Jagd auf alles Ungeziefer in Wald, Feld und Garten thätlich zu beweisen.

Gütigem Schutz und Wohlwollen empfiehlt sich

Ehrerbietigst

der vereinigte Singvögelchor.

7. Was ein Bäumchen auf dem Herzen hat.

„Ich bin ein Bäumchen, 12 Jahr alt, vielleicht auch darüber. Bei Euch Menschen sollen über alles nur Mögliche Reden gehalten werden. Ob nicht in manchen Dingen Thaten statt vieler Worte besser wären, wie Ihr selbst an den Obstbäumen Früchte lieber als Blätter und Blüthen habt, verstehe ich nicht genug. Dies und Jenes aber muß gesagt werden. Gutes Wort findet gute Statt. Was ich sagen will, ist nicht unnöthig. Ich rede auch nicht aus eigner Machtvollkommenheit. In einer milden Mainacht haben mich meine Schwestern, die Sträucher vornehm und gering, und meine Brüder, die Bäume in Wald und Feld beauftragt, Euch das Folgende ans Herz zu legen. Sie meinten, bei meiner Jugend fände ich am ehesten bei Euch Gehör.

Wir befinden uns jetzt so wohl, wie Ihr. Wenn die Sonne freundlich auf uns niederlacht und linde Lüfte wehen, sind wir so lustig, daß uns das Tanzen ankommt. Wir wiegen dann die Köpfe hin und her und schütteln vor Vergnügen alle Glieder. Des Nachts im Mondschein aber erzählen wir uns die allerschönsten Geschichten. Ist ein Vöglein bei einem von uns zu Besuch und hat sich satt gegessen oder gut geschlafen, so singt es zum Dank ein lustiges Lied. Warum sollten wir auch jetzt nicht fröhlich sein! Es ist uns trübselig genug gegangen. Ich kann davon erzählen. Fünf Jahre mag es her sein, da wurde ich von meinen Geschwistern getrennt und hierher gebracht. Es hat dem Gärtner viel Mühe gekostet, mich in meiner frühesten Kindheit zu erhalten. Viele meiner Brüder und Schwestern sind klein gestorben, die einen an Krankheiten, andere an Wunden, von unvernünftigen Thieren ihnen bei=

gebracht, andere an Erkältung. Wie schwer mir das Leben oft geworden ist, seit ich hier allein stehe, glaubt Ihr kaum. Als Ihr im Winter am warmen Ofen saßet, hat mich hier außen bis ins innerste Mark hinein gefroren, daß ich dachte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Dann kam der viele Schnee, über den Eure Kinder jubelten, der legte sich auf meine Glieder, als wollte er mich erdrücken. Der Sturm kam gefegt, riß und schüttelte mich, daß mir die Rippen knackten und schrie: „Marsch fort! Bück Dich oder ich brech' Dich!" Endlich ward es Mai. Ich freute mich auf mein neues Sommerkleid von meinem Herrgott. Aber ich fürchtete mich auch vor den bösen Heiligen Pankratius, Servatius und Urbanus. Sie haben mir öfter schon mein grünes Kleid ganz umgebracht, daß ich in schwarzen Lümpchen mit Schanden dastehen mußte, bis sich St. Johannes erbarmte und mir ein anderes Röckchen verehrte. Nun sind die gestrengen Herrn gnädig vorübergegangen. Wir sind so angethan, daß wir uns wohl sehen lassen können. Manche von uns sind noch besonders mit schönen, duftenden Blüthen geziert. Ich beneide sie nicht. Giebt der liebe Gott seinen Segen, so werden viele von uns auf den Herbst Früchte tragen, die wir Euch gern überlassen. Bis dahin sind wir die Herberge fröhlicher Sänger, die Euch lieb sind. Wir haben uns neulich davon erzählt, welche Schaaren von Menschen nun wieder im Freien herum wandern werden. Ich kann mich aus früheren Jahren wohl darauf besinnen, wie das an den Sonntagen besonders an dem heiligen Pfingstfeste, zog und wimmelte. Wir aber haben dann oft von Euresgleichen zu leiden, bisweilen mehr als von den häßlichen Maikäfern. Ich will nicht davon reden, daß wir Geschrei und Gebrüll anhören müssen, das man von vernünftigen Menschen noch dazu an heiligen Tagen nicht erwartet, weil man glaubt, wer

fröhlich sei, der singe. Vielleicht sind wir durch die feine Musik, die wir Tag ein Tag aus von den Vögeln hören, zu sehr verwöhnt. Aber manche von den Wanderern schlagen uns wohl aus Uebermuth — mit Stöcken und Schirmen, daß Fetzen von unsern Kleidern fliegen, andere raufen uns Blätter aus und reißen Blüthen ab, die sie bald wegwerfen, Knaben und Mädchen brechen uns ganze Zweige vom Leibe. Erst neulich bei unsrer Zusammenkunft sah ich Verwandte, die noch Wunden vom vorigen Jahre hatten, einige hatten die Menschen gar zu Krüppeln gemacht. Denkt Ihr nicht, daß uns wehe thut, wenn wir gemißhandelt werden, wie Euch wehe thut, wenn jemand mit dem Stocke über Euch hinein schlägt, Euch Haare ausrauft oder Glieder beschädigt? Deßhalb wollten wir für jetzt und für die Zukunft inständig gebeten haben:

Schont uns, die Bäume und Sträucher in Wald und Feld, in Gärten und Anlagen! Wehrt denen, die uns mißhandeln wollen!

Die grünen Zweiglein an die Hüte wollen wir Euch ja gern ablassen. Wir wissen, daß Ihr unsre Herren seid. Nehmt sie aber mit raschem, scharfem Messerschnitt und verunstaltet uns nicht. Der Herrgott hat uns keine Waffen zur Abwehr gegeben. Nur der Rosenstock hat Dornen. Der große Meister wird gedacht haben: die Menschen haben Verstand, sie werden Bäume und Sträucher schon in Acht nehmen, denn sie thuen sich selbst damit einen Gefallen. Das erquickende Grün, der kühlende Schatten, die singenden Freunde sind des Schutzes werth.

Neulich hörten wir einen Vorübergehenden zu seinem Begleiter sagen: jeder Verständige müßte sich für Polizei halten und darauf achten, daß sich Niemand an uns vergreife, wo er aber jemanden dies thun sähe, den Frevler zur Bestrafung bringen oder besser kurzer Hand mit dem

Strafe selbst abstrafen, denn das „Sitzen“ sei für die Mehrzahl keine Strafe, es rühme sich sogar manch roher Geselle dessen noch. Dazu haben wir alle genickt. — Wir besitzen demnach unter Euch gute Freunde, auf diese verlassen wir uns. — Ich habe gesprochen.“

---

8. Unsere Saaten.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.

Weit brauchen wir nicht zu gehen, die Herrlichkeit des Sommers zu sehen, haben keine theuere Reise nöthig. Wir haben sie vor Augen und stehen mitten drin. S' ist Alles so überaus schön, was man draußen schaut. Aber das Schönste unter dem Schönen sind die Saaten. Etwa weil sie am meisten einbringen? Wenn ich über ein Saatfeld hinblicke, denke ich nicht daran, wie viel Schock und Scheffel es geben wird. Man muß nicht immer eine Rechenmaschine sein. Aber dessen gedenk ich, der einst durch die Fluren gewandelt ist und auf die Saatfelder hinausgeschaut und uns erzählt hat von dem verschiedenen Acker, auf dem Saaten wachsen, von dem Unkraut, das unter dem Weizen wächst, wie es schon weiß zur Ernte ist, und in dem Allen uns goldene Körner ewiger, göttlicher Wahrheit zustreut. — Unsere Saaten sind ja auch das eigentliche, „tägliche Brot“, um das wir täglich bitten sollen. Zu ihrer Schönheit haben wir auch ein Theil, freilich das kleinste nur — gethan, sie sind ein Gericht, das der Vater droben selbst recht sichtbar auf die lange, lange Speisetafel für seine unzähligen Geschöpfe gesetzt hat.

Eine Pracht ist so ein Kornfeld im Sommer. Wenn der Wind darüber hingeht, ist es, als ob eine große grüne Schlange sich hin und her wände. Oder beugen sich die Aehren vor dem Herrn, dessen Odem durch die Schöpfung weht? Ein Halm ist so schlank und zart, und doch so zäh und fest, wie eine Tanne im Walde. Und wie kunstreich ist die Aehre! Gewiß schlägt die Wachtel im Saatfelde so lustig, weil ihr ist, wie uns, wenn wir in dem rauschenden, duftigen Walde sind. Neben dem Korn steht der schossende Weizen und der noch niedrige Hafer, die drei wie Mann, Frau und Kind bei einander, nicht zu vergessen die ältere Schwester des kleinen Hafers: die Gerste.

Unsere Saaten. Es steckt viel Mühe und Arbeit darin. Mancher Schweißtropfen des Fleißigen ist auf den Acker gefallen. Nicht alle Körner sind aufgegangen. Nicht alle jungen Pflänzchen sind fortgekommen. Unter den grünen Aehren sind weiße, die sich hoch über die andern strecken. Sie sind taub. An den Wurzeln nagt ein Wurm, darum sind sie vorzeitig reif. So erhebt sich unter den Menschen hochmüthig der, welcher wenig in sich hat, und auch unter uns wandeln solche, an denen der Wurm des Todes nagt, so daß sie frühe hinweg genommen werden. Unkraut mangelt der Saat nicht. Das wird hier auf Erden nie anders sein. Manche Saat steht nicht auf dem rechten Acker. Auf einem anderen würde sie fetter stehen. Kann auch sein, daß Etwas daran versehen worden ist. Wenige Wochen, dann naht die Ernte. Bis dahin hören die Sorgen nicht auf. Ob auch aus vielen Gefahren errettet, sind unsere Saaten doch noch manchem Uebel ausgesetzt. Will kein Regen kommen, also daß sie schmachten, ballen sich nach glühender Sonnenhitze dunkle Wetterwolken zusammen, dann schauen viele Augen ängstlich zum Himmel

empor. Thuen läßt sich Nichts, nur „stille sein und hoffen", wer das kann, der wird „stark sein."

Schauest Du auch bisweilen auf das Saatfeld, das in Dir, und um Dich her ist in Deinem Hause, Berufe, Geschäfte? Ob das „Feld Deiner Wirksamkeit" kleiner oder größer ist, daran liegt Nichts. Aber was Du gesäet hast, das wächst. Guter Same, gute Saat, schlechter Same, schlechte Saat. Unkraut wird wohl darunter sein. Aber wo nichts als Unkraut wächst, muß es doch gesäet sein. Und da wundert sich mancher, daß ihm so viel Schlechtes, Unbrauchbares zuwächst! Wie einer säet, so wächst ihm zu. Kärglich oder reichlich, je nachdem. Bedenkt man, was Alles einem guten Wort, einer rechten That zuwider steht und geht, wie viel man selbst versäumt, und versieht, dann muß man Gott danken, der sie treulich behütet. Von uns wird ja nicht mehr gefordert, denn das wir treu erfunden werden. Wie es in bösen Jahren mit der Saat draußen ist: daß doch noch mehr dasteht, als zu vermuthen war, so findet sich am Ende in unserm Leben doch mehr, als wir dachten.

Gesegnete Ernte hier und dort!

---

9. Von der Zeit.

Herbst! Wenn wir ihn an Nichts sonst merkten, den dritten Jahresgast, der gebeten oder ungebeten kommt, so doch an den kurzen Tagen. Die Lampe muß bereits stundenlang ihren Dienst thun und jede Woche ein wenig früher angebrannt werden. Mit Riesenschritten geht es dem Ende des Jahres zu. Bald sind wir alle miteinander und die Erde mit uns um ein Jahr älter und die Welt dem letzten Ende ein Stück näher. Dann hört alle Zeit auf.

Gelehrte sagen: die Erde sei alt und die Menschheit sei alt. Ueberall sehe man die Runzeln und Schwächen und Gebrechen des Alters. Andere meinen: in der Christenheit mehrten sich die Zeichen, daß der Anfang des großen Endes nahe sei und rechnen aus ihrer Bibel Jahr und wohl gar Tag aus, wann der große Weltsylvester falle. Ich denke: das heilige Buch sei zum Lesen und Lernen, nicht aber zum Rechnen da, und daß es heißt: Bedenke das Ende! aber nicht: Berechne das Ende! — Jetzt ist noch Zeit da. „Unaufhaltsam enteilet die Zeit!" Hat die Stunde geschlagen, dann ist sie vorbei für immer. Kein Weinen, kein Bitten, keine Reue, kein Sehnen hält sie auf oder bringt sie wieder. Sie ist in die Ewigkeit versunken, gleich dem Stein, der in das bodenlose Meer hinabfällt. Aus lauter Stunden besteht unser Leben. Darum enteilt es unaufhaltsam. „Es fähret schnell dahin, gleich als flögen wir davon." Hast Du einmal am Ufer eines Flusses gestanden und auf das Wasser geschaut? Es kommt, jetzt geht es an Dir vorüber. Noch eine Weile merkst Du, wie seine Wellen sich heben und senken, dann entschwindet es Deinem Blicke — für immer. So entflieht Dein Leben. — Oder achte auf den Rauch, der aus des Nachbars Esse aufsteigt! Eine kleine Weile währet er. Wie eine feste Säule hebt er sich gen Himmel. Aber ein Luftzug wehet — der Dampf zertheilt sich, fährt auseinander und wird nicht mehr gesehen. So entflieht Dein Leben. — Kurz ist die Zeit. Hat man so recht zu schaffen und ist mit Leib und Seele bei der Arbeit, dann läutet es Mittag, dann bricht „der Abend, der frühe", herein, ehe man es sich versieht. Die Zeit wird einem zu kurz. Das wäre nicht übel, könnte man so manchmal ein Stück an die Woche anflicken. Der Landmann würde es im Herbste, wo alle Arbeit drängt, recht gern thun. Aber das ist nicht fein, daß man die

Zeit, die zur Ruhe und Erbauung, zur Arbeit an der Seele gesetzt ist, den lieben Sonntag, so oft ohne Noth zur Arbeitszeit macht. „Ihr wollt Alles selber erzwingen und dem lieben Gott gar Nichts mehr zu thun übrig lassen!" sagte eine alte Auszüglerin zu ihren Kindern.

Kurz ist die Zeit des Lebens. Mach nur ein Exempel. Du sollst ja „mit Deiner Zeit rechnen." Sieben Stunden Schlaf des Tags ist nicht zu viel und doch schon fast der dritte Theil eines Tages. Dazu drei Stunden für Mahlzeiten und Ruhe, giebt zehn Stunden täglich, fast die Hälfte des Tages. Wer 60 Jahre alt ist, hat fünfunddreißig Jahre nur eigentlich gelebt. Zieh davon noch die Zeit der Kindheit ab, was bleibt an einem 60 jährigen Leben? ungerechnet die Tage der Krankheit, die Tage der Schlaffheit nach durchschwärmten oder durchsorgten Nächten!

Lang ist die Zeit. Ein Tag auf dem Krankenlager — wie lang wird er! Eine Stunde däucht den Faullenzer eine halbe Ewigkeit. Was er sich drehen und wenden muß, was er Alles anstellt von einem Stundenschlag zum andern! Natürlich, daß er auf allerlei Thorheiten verfällt. Er „schlägt die Zeit todt," weil sie sonst gar nicht sterben, nicht vergehen will. Schau einmal auf Deine Uhr. Wie lange das dauert, ehe der Zeiger von einer Minute zur andern rückt! 60 Schläge kannst Du unterdessen thun und nicht zu schnell. Und eine Stunde hat 60 Minuten, und ein Tag, d. h. ein Arbeitstag 8, 10 und mehr Stunden. Viel kann man in einem Tag vollbringen, wenn man recht dahinter ist. Wir sind reiche Leute. Zeit ist Reichthum. Zeit ist ein Kapital, das die höchsten Zinsen trägt. Aus recht angewandter Zeit schlägt man Geld, gutes Auskommen, Ehre und Achtung bei Menschen heraus, sogar ein Lob aus des Ewigen Munde über „den frommen und getreuen Knecht," und die Aussicht auf einen höhern und

größern Posten: „über viel gesetzt zu werden“ in dem ewigen Vaterland. Zeit ist eine unverdiente Einnahme von oben, von dem Herrn der Zeit und Ewigkeit. Daher muß man sie, gleich andern Einnahmen, beim Ausgeben eintheilen: so viel für die Arbeit, so viel für die Ruhe. Durch allerlei kleine, unregelmäßige Ausgaben kann sich einer um die schönsten Einnahmen bringen. Er kommt nicht aus. Wer hier ein Viertelstündchen, dort zehn Minuten vertrödelt, eine halbe Stunde arbeitet, dann wieder ein und zwei Stunden verbummelt, bringt seine Zeit um. Herr Unordentlich wird nie fertig und klagt immer, daß die Zeit nicht zulangt. Die Zeit zusammen nehmen und eintheilen ist eine Kunst, die nicht jeder versteht. Sie will in der Jugend gelernt sein. Sei pünktlich! Halte die Zeit inne! Das sind unleidliche Menschen, die immer sagen: „Es hat schon Zeit!“ Pünktlichkeit ist die Seele jedes Hauswesens, jedes Amtes, jedes Geschäfts. Der Mensch soll ein Zeitgewissen haben, soll wissen, was es mit der kostbaren Zeit auf sich hat und sich immer sagen: „Die Zeit ist nicht mein. Ich darf Nichts davon verschwenden. Ich muß einst davon Rechnung thun!“

Die Zeit ist für die Ewigkeit. In der Zeit sollen wir lernen, schaffen, reifen für die Ewigkeit. An der kurzen flüchtigen Lebenszeit hängt unser ewiges Schicksal. „Wenn ich nur e i n Jahr meiner Jugend noch einmal durchleben könnte!“ hörte ich einen Mann sagen — und das Weinen war ihm dabei näher als das Lachen. Wie muß dem zu Muthe sein, hinter dem ein ganzes Leben, halb, ganz verloren liegt?!

Darum müssen wir immer sagen: „Ich habe keine Zeit!“ nämlich zu müssigem Herumsitzen und Herumschlendern, zu Thorheiten, zu allerhand Vorwitz, der mich

Nichts angeht und von dem ich Nichts habe. Und wiederum; „Ich habe Zeit, muß Zeit haben, alle meine Pflichten nach Kräften zu erfüllen, Gutes zu thun und nicht müde zu werden. Ich muß Zeit finden, mir eine gute Ewigkeit zu schaffen.

Unaufhaltsam enteilet die Zeit. —
Sei getreu und Du legst ewige Fesseln ihr an.

10. Heim.

Es war Jahrmarkt, Drängen und Treiben überall in den Straßen und Budengassen. Lustige Gesichter sah man in der wogenden Menge, Scherzworte, grobe und feine, flogen hin und her, neugierige Kinderaugen schauten nach den glitzernden, gleißenden Herrlichkeiten. Nur ein kleiner Knabe an der Hand seiner Mutter wollte Nichts mehr sehen und hören, machte ein trübselig Gesicht, schleppte mühsam die müden Füßchen dahin und rief ein Mal über das andere: „Heim, Mutter, heim!“ — In einem fremden Lande lebte ein junger Mann. Sein Vater hatte ihn in die Welt hinausgeschickt. Wohl ging es ihm. All sein Vornehmen war geglückt. Die Leute hatten Respekt vor ihm, denn er hatte es sich ehrlich sauer werden lassen. Die Sprache des Landes hatte er gelernt, sich in die Sitten des Volkes eingelebt, gute Freunde gewonnen und manche Freude genossen. Es war auch sonst schön im Lande. Allen Fremden, die darin wohnten, gefiel es, manchem sogar so, daß sie gar nicht mehr heim dachten und nicht wieder fort wollten. Da kam es über den Mann. Er ward still, zog sich von Allem zurück, und wenn er Feierabend oder Sonntag hatte, dann stand er vor seinen Augen da, der freundliche Heimathsort, wo der Mann einst Kind war, mit dem

spitzen Kirchthurm, der, schon von Weitem sichtbar, wie ein Finger gen Himmel zeigt, mit den lichten, saubern Gassen, mit dem theuern Vaterhaus, drin Vater und Mutter und Geschwister walten, wo es so still und friedlich zugeht und einen gar Nichts anfechten kann. Und in ihm rief es: „Heim!“ und von seinen Lippen kam es: „Heim!“ daß er darüber erschrak, als er es hörte, weil er meinte, es säße jemand neben ihm, da er doch mutterseelenallein war. — Das Heimweh kann eine bitterböse Krankheit werden, gegen die keine Arznei hilft, weil sie im Herzen und Gemüthe sitzt, und kann ihr auch kein Arzt beikommen, wäre er auch noch so geschickt und kennte jedes Knöchelchen und Fäserchen im Menschenleibe. Von Herzen aber geht die Krankheit in den ganzen Körper über und kann gar zum Tode gerathen, ganz wie bei dem Vöglein, das die Knaben in das Bauer gesteckt hatten. Als der Herbst kam, aß es nicht und trank nicht, sondern lief nur ruhelos umher, drängte das Köpfchen zwischen die Stäbe des Käfigs und eines Morgens lag es todt da. Gegen zu großes Heimweh hilft nur, daß einer sich selbst in die Kur nimmt, tüchtig arbeitet und sich immer wieder vorsagt: „Jetzt mußt Du noch in der Fremde bleiben und Deine Pflicht thun, kannst nicht gleich auf und davon und Alles im Stiche lassen, die Gelegenheit giebt's einmal daß Du heim kommst, wenn der Vater Dich ganz bei sich haben will und dann mußt Du etwas Rechtes vorstellen.“ Gründlich kurirt wird das Heimweh freilich erst dann, wenn einer heim ist.

„Mit dem Herbste überkommt es mich!“ spricht mein Freund. „Wenn ein recht schöner Tag ist, die Sonne in flachem Bogen am wolkenlosen Himmel geht und warm, aber nicht mehr heiß auf die Erde herunterblickt, wie eine Mutter mit langen, wehmüthigen Blicken auf die Kinder niederscheint, die sie bald auf lange Zeit verlassen will,

wenn die Schwalben auf dem Kirchdach ihre letzten Volksversammlungen wegen ihrer Reise über das Meer gehalten haben, der Altweibersommer fliegt und der Wind mit dürren Blättern spielt, dann wird mir inwendig weich und weh, es fängt in mir an zu ziehen, als wollte mich Etwas fortziehen, dann ist mir, als wollte ein Theil von mir heraus aus mir, als sollten mir Flügel wachsen, daß ich mich aufschwänge hoch über die Erde in den Himmel hinein." So geht es andern Leuten auch. Braucht sich Niemand dessen zu schämen. Es heißt eben: Heim, heim! und ist der Zug nach der Heimath. Muß uns angeboren sein, denn gelehrt hat es uns Niemand und machen läßt sich das auch nicht. Spüren das Andere nicht, — deshalb spotten sie wohl darüber — so beweist das Nichts. Hast es ja gehört, daß es in der Fremde allemal Leute giebt, die der Heimath vergessen. „Wir haben Lust, daheim zu sein." Das hat ein Mann geschrieben, der nicht zu weichmüthig und gar nicht weinerlich, auch kein Kopfhänger und Mucker war: der große Apostel Paulus. Er wußte, bei wem er sein wollte, „bei dem Herrn", bei dem himmlischen Herrn, dem er viele Jahre lang mit Fleiß und Schweiß gedient hatte. Heim — das ist nicht in's Blaue hinein oder nur aus der Welt hinaus, wie oft mißmuthig und leichtfertig gesagt wird: „Wenn ich nur schon weg wäre!" sondern heim d. i. in das ewige Vaterhaus, in die lichte, hochgebaute Gottesstadt, wo der Vater wohnt mit dem Sohne und all die Brüder und Schwestern, die hier in der Fremde als Gotteskinder lebten und den Weg gegangen sind, den Niemand wiederkehrt, wo das ewige Licht leuchtet, die Tage nicht abnehmen und kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz, kein Tod mehr ist. So mein' ich es mit dem Heim. Verdenke es dem Alten, der so langsam im Herbstsonnenschein daher schleicht, durchaus nicht, daß er heim will. Er ist lange in der

Fremde gewandert. Die Hitze des Lebens hat sein Haar gebleicht, der Sturm die Schläfe kahl gemacht, die mühselige Wanderung seine Kraft verzehrt. Das Leben war Sorg' und viel Arbeit. Die er lieb hatte sind fast Alle heimgegangen. Zu erwarten hat er Nichts mehr, schaffen kann er Nichts mehr. „Ich möchte heim." Und wer nun siech da liegt, Jahre schon, von der Welt vergessen und gleichsam schon begraben, von Freunden verlassen, wem es in der Fremde über die Maßen traurig geht, in dem muß wohl auch das Heimweh lebendig werden.

Heim kann aber auch das junge Herz eines Gesunden wollen, das nicht sonderlich beschwert, nur durch mancherlei Erfahrungen alt geworden ist. Zwar

Wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf ein Mensch zu sein.

Gottes Schöpfung allzeit so prächtig, der edlen Freuden auf Erden so viele, Freundschaft und Liebe so süß, Lernen und Schaffen so gesegnet!

S' ist gar schön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nie.

Schau Dich um! S' ist doch Alles nur so halbes Wesen und Stückwerk, Alles so eitel, wie der kurze Sommer, so unbeständig wie das Wetter. Wo Alles vollkommen und unvergänglich, licht und klar ist, da möcht ich sein! Wo ich die wiederfinde, denen ich hier nicht mehr in die treuen Augen schauen, deren Segenshände ich nicht mehr drücken kann, da möcht' ich sein! Du auch?

Aber es gilt, fest stehen und den Kopf oben behalten, daß ihn das Herz mit seinem Sehnen nicht unter bekommt. Aus dem heiligen, christlichen Heimweh darf keine Krankheit werden. Schau über Dich! Aber schau auch um Dich! Jetzt bist Du noch in der Fremde. Das muß sein und ist gut, Dir und Andern. Ein tüchtiger Geselle erst darf

heim, um Meister zu werden. Und dazu ist noch viel zu lernen, zu schaffen, auch zu dulden. Wer immer nur nach den Sternen guckt, stolpert über die Steine auf dem Wege. Mit der Sehnsucht nach der obern Heimath mußt Du es halten, wie mit dem lieben Andenken, das Du zu hinterst in Deinem Glasschrank aufgehoben hast und nur an Feiertagen einmal hervorsuchst und betrachtest. Die Fremden, welche die Heimath treu im Sinne tragen, sind die besten Arbeiter und die anständigsten Gesellen. Sie meinen immer: „Ich darf dem Vaterlande, dem Vater und Allen daheim keine Schande machen und meine Zeit nicht vergeuden." Es wäre doch schlimm, wenn der Vater droben einen aus der Fremde abriefe und der hätte seine Jahre verträumt und versäumt. Merk' Dir nur:

Ausgerungen,
Durchgedrungen!
Bald kommen wir nach Haus.

---

11. Nebel.

Puh! Es nebelt. Graue Ballen schieben sich daher, einer dicht hinter dem andern, als ob ein Riesenbrand wäre. Eine graue dichte Wand legt sich über das Land und wickelt Alles ein. Mutter Erde zieht den dicken Schleier über das Gesicht. Man soll die kahl werdenden Bäume, die braunen, aufgerissenen Aecker, den grauen Rasen nicht sehen, wie die alternde Dame den Schleier über das Gesicht legt, damit die kleinen Falten und Runzeln und andere „Schönheitsfehler" nicht sichtbar sind. Oder hat sie einmal schlechte Laune und will nicht, daß sie jemand anschaue? Und sind das heimliche Thränen, die von Strauch und Baum und Dach tropfen? Weint sie still, da sie nun

bald wird lange, lange schlafen und von Sturm und Frost viel leiden müssen? Hübsch ist so ein undurchdringlicher Nebel. Alles ringsum schließt er aus. Du bist ganz allein mit Dir selber. Kannst Dich nun einmal mit Dir selbst beschäftigen, Dich ansehen — inwendig natürlich, denn auswendig kennst Du Dich ja durch Deinen Spiegel. Es stört Dich Nichts in Deiner Selbstbetrachtung. Aber der Nebel ist auch trübselig. Man könnte ganz melancholisch werden, wenn man Tage lang Nichts sieht, als das einförmige Grau und wieder Grau. Man fühlt sich ordentlich erleichtert, wenn der erste Sonnenstrahl siegreich durch den Nebel bricht und ihn verscheucht, der sich so festgesetzt hatte, als könnte ihn Nichts von der Stelle bringen. Das solltest Du einmal von hohem Bergesgipfel am Herbstmorgen sehen, diesen Kampf des goldenen Sonnenlichts mit dem wogenden grauen Nebelmeer. Zu Deinen Füßen Alles verhüllt, über Dir die strahlende Königin des Tages. Jetzt sendet sie ihre ersten leuchtenden Pfeile gegen den Feind, gegen die sich bäumende, ringelnde Schlange. Diese weicht nicht. Neue Pfeile fliegen. Sie ist getroffen. Hoch auf hebt sie sich an der wunden Stelle. Sie zerreißt. Das abgerissene Stück fährt in die Höhe, zerfließt in der Luft. So ein Stück nach dem andern. Die Sonne behält den Sieg und Alles liegt und glänzt im freundlichen Morgenlichte. — Du bist schon im Nebel gewandert. Ich meine nicht benebelt von Bier oder Branntweindunst. Mich jammert der Menschen, die ihren Geist und Verstand umnachten, alles Höhere in sich ersäufen und zum Kinderspott werden. Ich meine umnebelt von wirklichem, natürlichem Nebel. Wenig sahest Du, nur was in nächster Nähe war; Nichts von dem Dorfe tausend Schritte vor Dir, Nichts von dem Wanderer hundert Schritte hinter Dir, Nichts von dem Himmel über Dir. Und der Nebel ist ein Betrüger. Was man sieht,

das sieht man vielfach falsch, undeutlich, anders als im Lichte der Sonne. Der Strauch am Wege scheint ein Mann zu sein, der mit ausgestreckten Armen auf einen wartet, der Baum ein riesiger Pfahl, das schöne große Haus eine Wand, das alte, baufällige Geniste ein Palast. Es kommt sogar vor, daß jemand im Nebel sich selbst, wie er leibt und lebt, in vergrößerter Gestalt erblickt, und die das zuerst geschaut haben, meinten, das wäre ein Gespenst und zeigte ihren baldigen Tod an. In Schottland war vor Zeiten eine gottlose Räuberbande, die Nebelkinder genannt. Sie wohnten auf den hohen Bergen im Nebel, fielen aus demselben heraus die Leute an und zogen sich mit ihrer Beute wieder in den Nebel zurück. In Deutschland, anderswo wohl auch, giebt es immer noch Nebelkinder, keine Räuber oder dergleichen gefährliche Menschen, auch keine Kinder, sondern erwachsene, mitunter recht gute, ansehnliche Leute, die aber im Nebel wandern, auch wenn die Sonne scheint, und im Dusel sind, obwohl sie nicht trinken. Ich kenne welche. Sie denken nie einer Sache gründlich nach, bilden sich nie selber eine Ansicht, sondern sagen ruhig nach, was ihnen vorgesagt wird, zum Exempel in einer Zeitung. Oder sie haben irgend welche verbohrte Ansichten und lassen sich Nichts aus- noch einreden. Sie hören immer nur läuten, aber nicht zusammenschlagen. Was ihre tagtägliche Arbeit, ihr Geschäft, die ganz gewöhnlichen Dinge des ganz gewöhnlichen Lebens angeht, da sind sie „hell“, aber was darüber nur einen Schritt hinausgeht, das ist ihnen verborgen. Sie rechnen und denken vielleicht auf einige Wochen, einige Jahre hinaus, aber daß dann weiter Etwas kommt und daß es dann gehen muß, wie es vorher getrieben worden ist, übersinnen sie nicht.

„Ich weiß nicht, wie das bei uns zugeht. Verdient wird, kein besonderes Unglück hat uns getroffen, und immer

fehlt es!" Einer im Nebel. Er merkt nicht, daß bei ihm Nichts „eingetheilt", sondern in den Tag hinein gelebt wird. Einmal Alles gegessen, ein andermal so gesessen. Da ist es natürlich: Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.

„Mein Kind muß Alles haben, was ich ihm nur irgend schaffen kann, und sollt' ich es mir selbst abdarben. Es soll es wenigstens in seiner Jugend recht gut haben, drum schlag' ich ihm keinen Wunsch ab!" Einer im Nebel. Er sieht nicht, daß künftig das großgewordene Kind wird Manches entbehren müssen und dann unglücklich werden oder Schlechtigkeiten ausüben wird.

„Bildung, Bildung ist das Wahre. Immer mehr gelernt muß werden, dann wird es besser." Auch einer im Nebel und viele Andere mit ihm. Der Nebel liegt mitunter auf einem ganzen Volke. Lernen ist gut. Aber der Mensch hat nicht nur einen Kopf, sondern auch ein Herz. Und wenn dieses nicht gebildet und in dieses nichts Rechtes hinein kommt, kann der Gescheidteste leicht der Schlechteste werden. Erleben wir das nicht jetzt?

Frag Politiker, die an den Biertischen das große Wort führen und Alles besser wissen, als Staatsmänner und Regierungen: „Wie denken Sie sich das?" oder die Weltverbesserer, die das Paradies auf Erden aufrichten wollen: „Wie soll das werden und möglich sein?" Dann wirst Du einen Nebel merken, gegen den ein richtiger Oktobernebel draußen hell wie Sonnenschein ist.

Man sagt auch: Es gäbe Leute, die andern blauen Dunst vormachten, sie irre zu führen und Vortheil dabei zu finden. Im Trüben ist gut fischen. Sie brächten Redensarten auf, die wunder nach was klängen und wäre doch Nichts dahinter. Sie machten dem Volke angst, machten es fürchten durch allerlei entstellte Geschichten, oder lockten

es durch allerlei unerfüllbare Versprechungen, um es dann zu lenken, wohin und wie sie wollten und zu gebrauchen, wozu sie wollten. Das wäre niederdrückend, wenn so absichtlich die Wahrheit verdeckt und geschändet würde. Es ist überhaupt schmerzlich zu sehen, wie so viele im Nebel sind und bleiben und noch schmerzlicher, wenn man selbst einmal drin war und „so dumm gewesen ist.“ Aber wo Nebel ist, ist auch Sonne, und die Sonne verjagt schon den Nebel. Die Wahrheit muß doch gewinnen und den Sieg behalten.

12. Blumen im Winter.

Ein grober, garstiger Geselle, dieser Winter. Ein alter Mann mit grauem Barte, in dem die Eiszapfen hängen, mit einem faltigen, grämlichen Gesicht, mit schlotternden Knieen und rothen Fäusten. In der Hand führt er eine mächtige Ruthe, mit der er um sich fuchtelt, das die Menschen zitternd und zähneklappernd in die warme Stube kriechen und Alles verstopfen und versperren, daß der grimmige Alte auch zu keinem Löchlein hinein pusten kann. Aber auch der Griesgrämigste macht einmal ein freundlich Gesicht, auch der Gröbste redet einmal ein freundlich Wort. Wenn die liebe Sonne dem alten Winter um den Bart geht und ihm in das verwitterte, runzelichte Antlitz lächelt, dann läßt er seine Bosheit fahren, die Ruthe ruhen, wird vergnügt und schmunzelt. Vor Rührung tropft es ihm über die Backen, wie dem, den sonst Niemand lieb hat, dem aber unvermuthet jemand Liebes und Gutes erweist. Er ist nur gewöhnt, daß die Leute alle auf ihn zanken und ihn nicht leiden können, außer etwa die lustige Kinderschaar, die ihn aber zum Besten hat und endlich doch vor

ihm ausreißt, zumal wenn er mit den Kleinen spielen will und seine weißen Flocken über sie streut. Darüber ärgert er sich natürlich noch mehr und wird so erbost, daß ihm mehrere Tage kein Mensch, der nicht muß, zu nahe kommt. Schaut er nun einmal recht freundlich drein, dann gefällt uns der Alte doch sehr. Wer sollte auch einem milden, ehrwürdigen Greise nicht gut sein!

Im Winter sieht man Blumen. Ich meine nicht die an den Fensterscheiben. Die sind oft wunderbar schön. Hast Du sie schon einmal recht ordentlich angeschaut? Auch gesehen, wie sie wachsen? Es lohnt sich schon der Mühe, eine Weile aufzupassen. Kannst Dir auch von jemandem, der es versteht, erzählen lassen, wie es zugeht. Man kann noch vielerlei lernen, wenn man auch noch so lange auf Schulen gewesen ist, und so viel man auch weiß, so versteht man doch manchmal das nicht, was man alle Tage vor Augen hat. Die Eisblumen sind todt, haben keine Farbe, außer wenn sie das Morgen- oder Abendroth vergoldet, riechen auch nicht und sind doch gar zu vergänglich. Ich meine die lebendigen, bunten Blumen hinter den Fensterscheiben, die Hyazinthe, Tulpe, Rose oder ein grünes Sträuchen, wie Myrthe oder dergleichen. Da gucken sie aus der warmen Stube heraus auf die kalte Straße, wo der Schnee knistert, der Wind pfeift und die Leute eilig einher trappen. Sie lachen den bösen Winter aus. „Blas Du nur, uns thust Du Nichts! Mach Du nur Alles starr und todt! Uns bringst Du nicht um. Du regierst nicht ewig. Es dauert nicht lange so mußt Du fort. Dann kommen alle unsere Schwestern im Garten und auf der Wiese wieder zu Tage, und es wird wieder so lustig, wie im letzten Frühjahr und Sommer." Wirkliche Blumen im Winter kann nicht jeder haben, wiewohl man solche manchmal in der kleinsten Hütte findet. Und sie sind dann ein

gutes Zeichen für die, welche darin wohnen. Mancher ist froh, wenn er bei der strengen Kälte das Nöthige in den Mund und in den Ofen zu stecken hat. Es gibt aber Blumen, die jedem blühen, auch wenn es um ihn her Winter ist: allerlei Freuden auch in Zeiten der Noth, Sorge und Traurigkeit. Es kommt uns bisweilen vor, als wären die Freuden, die wir sonst genossen, für uns nicht mehr da, wie man im Winter draußen keine Blume, kein grünes Blatt findet. Wir fühlen uns einsam und von aller Welt verlassen. Wir bilden uns ein, wir wären die unglücklichsten, geplagtesten Menschenkinder auf Gottes Erdboden und könnten nie wieder froh werden. Und doch blühen uns Blumen, wenn auch kleine und im Verborgenen Man muß nur die Augen aufmachen, sie zu sehen, auch nicht unbescheiden sein und ein ganzes Beet voll verlangen. Ein rechtes Herz und ein einfaches Gemüth gehören dazu, sie zu würdigen. Solche Blumen im Winter sind gesunde, gute Kinder, die im Hause blühen und den Eltern täglich Freude zu machen bestimmt sind, wenn auch das Leben nicht lustig ist. Eine solche Blume, der schönsten eine, ist Friede und Einigkeit in der Ehe, ein braver Gatte, eine treue Gattin. Jeder neue Morgen, an dem wir mit frischer Kraft ans Tagewerk gehen können, jeder Feierabend, wenn wir den Tag redlich zum Wirken benutzt haben, jede gelungene Arbeit, mag es ein Drusch Getreide oder ein Schrank oder eine Schrift oder sonst Etwas sein, jedes Neue, das wir gelernt, jede Erfahrung, die wir gemacht, jede herzliche Theilnahme, die wir bei Andern gefunden haben, ist eine Blume im Winter, Freud im Leide. Man kann darüber nicht lachen und jubeln, aber das wehleidige Herz wird dadurch erquickt und aufgerichtet. Ja jedes Leid bringt sogar eine Freude mit: S'ist kein Unglück so groß, s'ist ein Glück dabei. Alle Trübsal soll nachmals friedsame

Frucht der Gerechtigkeit geben, da muß doch vorher in der Trübsal Blüthe und Blume sein: Glaube, Geduld, Gottvertrauen. Das sind die köstlichsten Blumen im Winter. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn.“ Wenn es regnet, kriecht die Schnecke in ihr festes Haus und befindet sich wohl darin, bis die Sonne wieder scheint und sie wieder hervorkommen kann. So wohl ist bei aller Traurigkeit dem, der, zurückgezogen von der Welt, seine stillen Freuden in seinem Hause, seiner Werkstatt, seinem Herzen hat. Der spricht: „Ich will den sehen, der mir dieses Glück nehmen will, den Einen droben vorbehalten! Und der nimmt nie Alles.“ Das ist vom Uebel, daß so viele Menschen ihre Freuden nur draußen, im Geräusch der Welt, suchen, hingegen für die kleinen Freuden, die sie immer genießen können, keinen Sinn haben, gleichwie oft Leute in ihrem verdorbenem Geschmack Alles, was weit her kommt, viel kostet und oft wenig taugt, weit mehr schätzen, als das Solide und Einfache in ihrer nächsten Nähe. Natürlich ist, daß solche in ihrem Unglück auch keine Hoffnung haben, leicht verzagen und verzweifeln. Die kleinen wenigen Freuden im Leide bürgen dafür, daß der, der sie erblühen ließ, auch viele und große schenken kann, wenn er will und die rechte Zeit dazu da ist. — Nun seht Euch bei Euch selbst um, welche Blumen Euch im Verborgenen blühen, pflegt und hegt sie! Wer Blumen im Winter haben will, darf nicht erst um Weihnachten oder Neujahr anfangen zu säen und zu pflanzen. Thut bei Zeiten dazu, so viel Euch angeht, daß Ihr in bösen Tagen habt, woran Ihr Euch vergnügen könnt!

Häusliches.

1. Daheim.

„Daheim ist daheim!" hat jener vom Dorfe zu seinen Nachbarn gesagt, als diese ihn fragten, wie es ihm in der großen Stadt, wo er Verwandte besucht und Vieles gesehen hatte, gefallen hätte. „Zu Hause ist es doch am schönsten!" haben wir selbst schon ausgerufen, wenn wir, von einer Lustreise heimgekehrt, die Reisetasche weggelegt, den Stock bei Seite gestellt und den Hut aufgehängt hatten. Und wir sind keine „Sophatürken," die nur am Ofen hocken und der Ruhe pflegen möchten. Nicht wahr nicht, Vetter? Wenn man stundenlang im Sturm und Wetter draußen herumgelaufen, müd und matt und hungrig geworden ist, kommt endlich heim in seine vier Pfähle, findet ein trockenes Kleid, einen warmen Ofen und eine heiße Suppe, sieht ein freundlich Gesicht und hört ein freundlich Wort, dann wird es einem wohl. Oder wenn man den lieben langen Tag in seiner Arbeitsstube gesteckt, seinen Beruf eifrig getrieben, unangenehme Sachen durchgemacht und sich geärgert hat, was in keinem Stande ausbleibt, kommt heim und kann mit dem Rocke all das Unangenehme von sich abthun, ein vernünftiges Wort mit seiner Frau reden und sein Herz ausschütten, und es drängen sich dann die Klei-

nen herzu, wollen auf die Kniee, jedes erzählt etwas Neues, das Kleinste kann sogar ein neues Wort sagen, dann wird man „wieder Mensch", merkt, daß das Leben auch süß und nicht nur sauer ist, und eine liebe häusliche Stätte, ein Daheim, das Schönste mit auf dieser Welt. Mein Daheim tausche ich nicht an das ganze deutsche Reich. — Die alten Römer müssen doch ein Gefühl davon gehabt haben, warum sie zu ihren vielen Göttern auch Hausgötter, Götter des häuslichen Herdes, verehrt haben. — Ihr wißt, daß in Afrika große Sandwüsten Hunderte von Stunden lang und breit liegen. Aber hier und da ist ein lieblicher grüner Platz, wo eine Quelle sprudelt und Bäume gepflanzt sind, eine Oase nennt man ihn. Dort ruhen die müden Pilger aus, stillen ihren Durst, kühlen sich im Schatten, fassen Wasser und sammeln neue Kräfte für die weitere Wanderung. Eine solche Oase, wo wir Lebenswanderer, zumal wir Männer, uns immer aufs Neue erquicken und stärken und auf den Weg rüsten, ist unser Haus, soll es wenigstens sein. Wir Deutsche sind von alten Zeiten her wegen unserer Anhänglichkeit an den häuslichen Herd, wegen unseres Familiensinnes gut berufen gewesen. In Frankreich, zumal in den großen Städten, soll das Ding anders sein. Der Mann hat ein Geschäft, die Frau auch eins, oder diese arbeitet mit in jenes Geschäft, die Kinder werden aufs Land, „in die Ziehe" gegeben, und, wenn es die Mittel erlauben, ganz in einer Schule untergebracht. Mann und Frau essen in einem Speisehause, in ihrer freien Zeit gehen sie dem Vergnügen nach, zusammen oder jedes für sich. Sie streben nur darnach, so viel zu erwerben, daß sie sich baldigst zur Ruhe setzen und dann ganz dem Vergnügen leben können, was die sogenannten Großen oder Vermögenden von Anfang an thun. Gefällt mir nicht. Dir auch nicht, Vetter, weiß schon. Aber so ein wenig französisch ist es auch bei uns geworden, unter

den großen, mittlern und kleinen Leuten. An die letzteren beiden denk ich, sie sind doch auch die Mehrzahl im Volk. Habe nichts dagegen, wenn ein Mann einmal Gesellschaft außer dem Hause aufsucht, um „etwas Anderes zu sehen und zu hören." Die Stubenhocker, die ein Loch in die Ofenbank oder in den Großvaterstuhl sitzen, werden mit der Zeit recht närrische Menschen, mit denen oft gar nichts anzufangen ist, zu irgend etwas Gutem nämlich. Aber manchen Mann leidet es zu Hause gar nicht mehr. Er ist immer auswärts, Du weißt schon wo. Und wenn sich seine Leute darüber wundern oder darüber klagen, heißt es: „Ich muß fort!" Und zwingt ihn doch kein Mensch. Manche kommen nach gethaner Arbeit gar nicht heim, sondern gehen gleich aus, bleiben bis weit in die Nacht hinein aus und kommen dann schräg heim. Die Frau lamentirt, daß es zu Hause am Nöthigsten fehlt, weil auswärts zu viel aufgeht und eine Mark zu Brot und Semmeln dem Manne zu viel ist, dem im Wirthshaus zwei, drei Mark Spaß sind. Anderes aber, was sie noch sagen möchte, von wegen der Kinder, die den Vater nur selten und dann noch häufig böse sehen, von wegen der Ehe, die sie sich ganz anders gedacht haben, sieht man ihr an den verweinten Augen und dem vergrämten Gesichte an. Das ist erschrecklich, wenn das Haus zum bloßen Speisehaus mit Schlafstelle heruntergesetzt ist. Ob wohl die Schuld davon allemal und allein am Manne liegt? Das kann fast nicht sein. Die Versuchung zum Wirthshausleben ist freilich groß. Der Mann hat vielleicht als Geselle oder gar schon als Lehrling oder als Schüler auswärts gegessen und gewohnt, denn es ist neue Mode, sich die Leute, die man braucht, möglichst weit vom Halse zu halten und alles mit Geld abzufinden — auch ein Capitel zu dem Gebot von der Nächstenliebe. Oder er hat einen leichten Sinn und leichtfertige unverhei

rathete Bekannte. Aber daheim ist doch noch jemand außer dem Manne und immer da: die Frau.

Wo Lieb und Treue wohnt
Da ist gut weilen.

singt ein Hochzeitlied. Friede, Freundlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Sparsamkeit sind die guten Hausgeister, die ein Haus traut und wohnlich machen. Die Hausfrau aber ist die Königin, die diese guten Geister ins Haus mitbringen und im Hause hegen und pflegen soll. Wenn sie nun fehlen? Der Mann kommt heim von der Arbeit. Die Mahlzeit wird ewig nicht fertig. Das Gericht ist nicht schmackhaft — das kann auch das einfachste sein. Die Stube ist nicht aufgeräumt, die Kinder sind nicht gewaschen, die Löcher in ihren Kleidern von 14 Tagen her nicht zugemacht — oder das Alles ist nicht der Fall, aber der Mann sieht stets ein verdrießliches Gesicht, hört nur bittere, anzügliche Reden, wird „zur Bank gehauen," wenn er spricht, bekommt keine Antwort, wenn er fragt, macht Nichts recht — nun verdenkt es ihm, wenn er schnell nach der Mütze greift, dahin geht, wo er einen freundlichen Wirth und heitere Gesellschaft antrifft und bleibt, wo er findet, was er daheim nicht hat. Drum, denk' ich, werden die Hausfrauen, die das lesen, und wegen des Daheim ein Anliegen haben, sich selbst einmal fragen, ob sie denn Alles thun, es ihren Männern daheim recht angenehm zu machen, und, wenn sie merken, daß es wo fehlt, nach- und ausbessern. Vielleicht, daß ein Hausflüchtiger wieder fühlt, daheim ist daheim.

Etwas gehört aber meiner Meinung nach noch ins Haus: ein Hausfreund. Schlimm genug, daß das Wort einen schlechten Sinn bekommen hat und man damit einen bezeichnet, der das Haus schändet, die Ehe verstört und das Glück des Hauses heimlich und heuchlerisch vernichtet.

Ein Hausfreund im rechten Sinn des Wortes ist ein Segen für das Haus. Er theilt die Freuden des Hauses, giebt Rath und Lehre, sagt die Wahrheit, spricht auch einmal ein scharfes, ernstes Wort, wie das ein wahrer, guter Freund thut, und bewährt sich vollends in der Noth des Hauses, wo allfällige bloße Geschäfts-, Amts-, Tisch- und Wirthshausfreunde verschwinden, wie die Vögel, wenn es donnert und regnet. Ein guter Freund ist Goldes werth. Von dem Hausfreund, der in dem Hochzeithause zu Cana war und den Mangel im Hause in Ueberfluß verwandelte, den auch ihr in Eurem Hause, unsichtbar freilich, haben könnt, wenn ihr rechte, gläubige Christen seid, wißt Ihr ja. Er ist der beste Hausfreund. Aber diese Freunde alle meine ich nicht. Den ich meine, der sieht nicht, hört nicht, fühlt nicht, ist überhaupt kein Mensch, redet nicht und spricht doch, ist todt und hat doch Leben. Ein gutes Buch ist der gefährlichste Feind der Bier- und Schnapshäuser, in denen so oft das Glück einer Familie ersäuft wird. Ist das Tagewerk gethan, sind die Fensterläden zugemacht, die Kleinen zur Ruhe, brennt in der warmen Stube die Lampe — dann in einem guten Buche lesen oder aus einem sich vorlesen lassen, das ist gerade, als hätte man seinen besten Freund mit da sitzen. Er erzählt, wie es draußen in fremden Ländern zugeht, wie es manchem Menschen in seinem Leben gegangen ist, wie man dies und jenes jetzt betreibt u. dgl. Kann auch sein, daß er einem die Wahrheit sagt, die man von andern Leuten nicht hören will. Da sind ein paar Stunden weg, man weiß nicht wie. Schlägt man dann um 10 Uhr sein Buch zu, — denn Ordnung muß in Allem, auch im Lesen sein, — so freut man sich über das, was man gehört hat, sinnt beim Einschlafen noch darüber nach, und ein gutes Wort aus dem Buche bleibt im Herzen, wie ein Samenkorn im Acker, geht

auf und bringt Frucht, ohne daß man es weiß. Manchmal habe ich gedacht, es müßte in mancher Familie besser stehen, wenn die Leutchen an den Abenden, besonders im Winter, statt auseinander zu laufen, beisammen blieben und es würde aus einem guten Buche Etwas vorgelesen. Man soll aber vorsichtig in der Wahl seiner Freunde sein. Auch unter den Büchern sind falsche Freunde, die den Lesern den Kopf verdrehen, Lügen auftischen, allerhand Gelüste aufreizen, entweder ganz offen über Glauben und Religion höhnen oder in feiner Weise, angeblich auf Grund der Wissenschaft, in Folge neuer Erfindungen und Entdeckungen die Gottesfurcht so nach und nach aus den Herzen ziehen. Solche schlechte Bücher werden bisweilen in den Häusern hin und her ausgeboten, in Lieferungen zu 20, 30 Pfennigen verkauft und dem, der die vielen, vielen Hefte alle nacheinander nimmt, ein feines Bild, goldene Schmucksachen u. dgl. als Prämie versprochen. Auch unter den Zeitungen oder Journalen, die von Haus zu Haus, aus einer Familie in die andere wandern, sind schändliche Hausfreunde. Wie soll man da gute finden? Wendet Euch an Männer in Eurem Orte, die viel mit Büchern umgeben und rechte Christen sind, die rathen Euch. In vielen Städten und Dörfern ist durch verständige Leute und unsere Landesregierung dafür gesorgt, daß eine ganze Schaar guter Hausfreunde immer da ist: in der Volks- oder Schul- oder Wanderbibliothek. Holt Ihr Euch von da einen ins Haus, laßt ihn zu Worte kommen und merkt Euch, was er sagt, dann wird es Euch zu Hause am besten gefallen und Ihr werdet vergnügt sprechen: Daheim ist daheim.

———

2. Seine Frau.

Sie lachten immer und hatten ihn zum Besten, wenn er von seiner Frau sprach. Und das geschah nicht selten. Die Andern hörte man fast nie von ihren Frauen reden. Sie schienen unverheirathet zu sein, waren es aber nicht, sondern lebten nur so. Das war aber nicht gut. Denn ein Junggesellenleben, d. i. Abende und halbe oder ganze Nächte, oft auch Stücke des Tages hinter dem Glase oder bei den Karten sitzen, schafft offenbar Nichts in die Wirthschaft hinein, sondern Vieles, zuletzt Alles aus derselben heraus. Ihr wißt schon, wie es klingt, wenn einer nicht „mitmacht" und bisweilen von seiner Frau redet. Er ging an bestimmten Abenden aus. Machte er sich aber Schlag 10, spätestens Schlag 11 nach Hause, dann hieß es: „Seine Frau giebt ihm den Hausschlüssel nicht und läßt ihn später nicht ein." Spielte er nicht mit — und er spielte grundsätzlich nicht, seit er vor Jahren einmal seinen ganzen Wochenlohn verspielt hatte — so sagten seine Bekannten: „Seine Frau giebt ihm kein Geld." Speiste er nicht mit im Wirthshaus — er aß zu Hause, da schmeckte es ihm am besten — so klang es: „Seine Frau nimmt ihn ins Gebet und es geht ihm schlecht, wenn er gebeichtet hat." Sollte er sich mit seiner Familie an einem Vergnügen betheiligen, Etwas anschaffen u. dgl. und er wollte, „erst mit seiner Frau reden," da gab es ein Sticheln von Pantoffelregiment, von einem Hasenfuß, der sich Nichts allein zu thun getraue, und als einer der losen Brüder einmal einen neuen Witz zu den ewig alten zu machen glaubte und sagte: „S' kann's einer nicht verrichten, es müssen zweie sein!" da entstand ein großes Gelächter. Unser Freund ließ sich aber dadurch gar nicht irre machen, mochte wohl denken: Wer

zuletzt lacht, lacht am besten. Das war hübsch von ihm. Er zeigte, daß er ein Mann war, und zwar ein rechter, der sich in seinen richtigen Ansichten nicht irre machen läßt, nicht wie einer seiner jüngeren Bekannten, der durch solche Neckereien einen heißen Kopf bekam, seinen Mannes- und Heldenmuth zeigen wollte und richtig zum Bruder Liederlich wurde. Jetzt geht der, hör ich, ansprechen, wie man vornehmer Weise das Betteln nennt. Unserem Manne bekam seine Art gut. Man sah ihm keine Noth an, weder an den Kleidern, noch im Gesicht. Man munkelte sogar, er schaffe Geld in die Spartasse und werde am Ende einmal das Haus kaufen, in dem er wohne. Und räsonniren auf „die Großen, die verzehrten, was Arme verdienten“ und politisiren „über die Erlangung eines menschenwürdigeren Daseins der arbeitenden Klassen“ und lamentiren über „den Lumpenlohn bei der langen Arbeitszeit und unmenschlichen Kräfteausnutzung“, das gab es bei ihm nicht, wiewohl er sich über Alles seine Gedanken machte, denn er war nicht auf den Kopf gefallen.

Aber seine Frau? Die muß ein wahrer Drache sein. Einen Mann so am Fädchen zu haben! Wer sagt das? Die Leute. Habt Ihr Euch diese Leute angesehen, von welcher Sorte sie sind? Ihr glaubt doch sonst nicht Alles, vielleicht auch nicht, was gepredigt wird. Kennt Ihr seine Frau? Wirklich genau? und nicht blos, wenn sie im Sonntagsstaat über die Gasse geht, sondern auch im Arbeitskleide daheim? Sonst redet nicht. „Kann sein, daß sie schlimmer gemacht wird, als sie ist, aber“ — Kein Aber! Ich kenne sie, habe aber nie Etwas von einem Drachen an ihr gespürt. Nachbar rechts und Nachbar links können sich nicht entsinnen, daß sie wettere oder keife. Die müssen es wissen, denn Hausleute und „getreue Nachbarn“ passen scharf auf einander. Straff ist sie. Das will auch sein

unter einem Heerdchen Kinder. Sie steht nicht Mittags zwischen 11 und 12 auf der Gasse, um mit einer guten Bekannten wichtige Sachen zu verhandeln und dann Mann und Kindern, die heimkommen, schnell noch ein bischen Essen übel und böse „zusammen zu schmeißen.“ Es hat bei ihr kaum einmal an Brot gefehlt, wenn gegessen werden sollte, daß erst der Junge eins vom Bäcker, vielleicht aus dem Ofen weg holen mußte. Und sauber sieht sie aus, auch bei Schmutzarbeit. Das muß ihr der Neid lassen. Frau Spitzig meint freilich, das wäre bei ihr auch so, wenn sie sich Zeit nehmen könnte, aber die hätte sie eben nicht. Seine Frau hat aber auch keine Zeit übrig. Sie ist immer auf den Beinen. Sitzt sie ja Nachmittags oder am Abend ein Stündchen, dann hat sie zu stricken, zu stopfen oder auszubessern. Sie führt einen wahren Krieg gegen die kleinen Löcher, wo sie sich irgend zeigen. Kein Kind ist jemals ungewaschen oder ungekämmt in die Schule gekommen. In der Stube ist Alles rein und blitzblank, auch unter der Kommode und unter dem Sopha, und ist der Tisch gedeckt, so bekömmt man selbst Appetit, mitzuessen, weil Alles so sauber ist und Gabeln und Teller nicht zeigen, was den Abend zuvor gegessen worden ist. Feine Speisen giebt es freilich nicht, das wirft der Verdienst nicht ab. Aber auch nicht tagtäglich die Kartoffeln mit dem sogenannten Kaffee und den vielen Butterbemmen, wie die Sachverständigen sagen: das theuerste Mittagessen, weil es am wenigsten nährt und kräftigt im Verhältniß zu dem, was es kostet. Seine Frau weiß schon Etwas herzurichten, was schmeckt und nicht theuer ist, bald wie der französische Koch, der auf einer Ausstellung vor Aller Augen aus Erbsen, Fett und guten Fleischabfällen für 20 Pfennige ein schmackhaftes Gericht für drei Personen herstellte. Unter ihren Kindern ist Ordnung und Zucht. Sie schreien nicht jede

halbe Stunde nach Bret, denn außer der Zeit setzt es Nichts. Sie reden nicht in Alles hinein, „vermauliren" sich auch nicht. Sie ist eine kluge Frau. Das sieht man an ihren muntern Augen, die sie im Hause überall hat. Hört man aber, wie sie mit ihrem Manne Abends alle häuslichen Angelegenheiten ruhig und freundlich bespricht und meist den Nagel auf den Kopf trifft, sich aber auch belehren und sagen läßt, dann begreift man schon, warum ihr Mann vernünftiger Weise denkt: „Ich habs gut!" und man wundert sich nicht, daß er gern zu Hause ist. Und daß ichs nicht vergesse: sie hält auf die Kirche und Gottes Wort, und an dem Andachtsbuche auf dem Eckbret ist es zu sehen, daß es nicht blos zum „Staat" dasteht.

„Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebt er noch eins so lange. Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhig Leben." „Das sind aber alte Sprüche." Schadet das Etwas, wenn sie wahr sind?

Warum lachen sie denn über ihn und seine Frau? Entweder sie wissen nicht, was er an ihr hat, oder sie wissen es und sind neidisch. Möglich auch, daß einer sich schämt, weil er seine Frau, die tugendsam und häuslich war, schlecht gehalten hat und selber schuld ist, daß sie ganz anders geworden ist.

3. Ihr Kind.

Das war eine Freude und ein Jubel, als ihr Kind geboren und getauft war. Eine „große Kindtaufe" war es freilich nicht. Sie hatten es nicht dazu. Rechte Freude kann man sich auch nicht anessen und antrinken. Und fröhlich waren sie. Man sah es an Vaters und Mutters

Gesicht, und Großmutter blickte so feierlich und so freundlich drein, daß man merkte, sie war in ein neues Amt und in einen höhern Stand getreten. Der Kleine war ihr erster Enkel. Mit den Enkeln leben die Großeltern wieder auf und alle Liebe, die sie noch in den alt gewordenen Herzen tragen, wird noch einmal lebendig, weil sie fühlen, es giebt für sie nicht mehr lange zu lieben auf Erden. Was sollten sich auch die Eltern nicht freuen! Da lag das Kleine: ihr eigen Fleisch und Blut, ein vernünftig Wesen, ein lebendiges Geschenk von oben, ein sichtbares Pfand ihrer ehelichen Liebe und Treue. Und haben sie daran gedacht, daß es getauft war, so mußte es ihnen heilig vorkommen, denn es war ja dadurch Eigenthum des Höchsten und Heiligsten geworden. So meint es wohl der Gelehrte, der die Kinder „kleine Majestäten" genannt hat. Und was wird aus dem Kindlein werden? Wie viel Freuden wird es bringen! Für Großmutter ist es jetzt schon wie warmer Abendsonnenschein. Einer Knospe gleicht ein Kind. Unter der Sonnenwärme bricht diese auf, ein Blatt nach dem andern in seiner schönen Gestalt, mit seiner zarten Farbe und seinem köstlichen Dufte entfaltet sich. Unter den Sonnenstrahlen der Elternliebe und Elternpflege zeigt sich bei einem Kleinen täglich Neues und Schönes und Liebenswerthes. Das wußten die Eltern anfangs nicht. Sie ahnten es nur, und was ihre Herzen und Sinne bewegte, konnten sie nicht in Worte setzen. Sie erlebten es. Aber das nahmen sie sich vor: recht lieb haben wollten sie den Kleinen und an ihm thun, was sie nur vermöchten. Die Tage vergingen schnell, fast so, wie die Regentropfen einer nach dem andern auf die Erde fallen. Ihr Kind wuchs und nahm zu. In der Werkstatt dachte der Vater oft an den Mittag und Feierabend, wo er das Bübchen sehen würde. Schlief es, so standen die Eltern an seinem Lager und belauschten seine

Athemzüge. Wachte es auf und lachte sie an, so lachten sie beide mit, und ich glaube, es lachte ihnen das Herz. Freilich war mitunter eine halbe, auch eine ganze Nacht nicht an Schlaf zu denken, obwohl sich die Arbeit am Tage Nichts abbrechen ließ. Aber „um des Kindes willen achtet man das weiter nicht groß!“ sagte die Mutter. Und als der Kleine nun so lustig jauchzte, mit den runden Aermchen nach dem Vater langte, mit dem feinen Stimmchen Papa, Mama rief und beim Lachen einige kleine weiße Zähnchen zeigte, da war alle frühere Sorge vergessen und an künftige Mühe wurde nicht gedacht. Das war auch ein lustiger Abend, als das Männlein allein die ersten Schrittchen von der Mutter bis zum Vater über die halbe Stube weg machte. Sie hatten ihn sehr lieb, den „herzigen, kleinen Kerl,“ und hätten ihn für Nichts in der Welt hergegeben. Schreien ließen sie ihn nun gleich gar nicht. Wenn er es versuchte, dann rannten Vater und Mutter und Großmutter und jedes brachte Etwas, denn „es dauerte sie.“ Stampfte er trotzig mit den Füßchen, weil er etwas haben wollte, so bekam er es. „Warum soll man das Kind ärgern?“ Sollte er sich setzen oder legen, so wurde ihm Etwas versprochen, daß „er sich leichter gewöhnte.“ Stieß er sich oder fiel, so bekam „der böse Tisch, der garstige Stuhl“, unter großem Bedauern des armen Kindes seine Schläge. Schlug er gar zornig gegen die Großmutter, so wurde gelacht und ihm freundlich zugeredet. „Er meint es ja nicht böse“. Gevatter Schwager hatte das Kalb in die Augen geschlagen, als er bei seinem letzten Besuche gesagt hatte: „Hört, Ihr müßt es mit dem Jungen anders anfangen. Er darf nicht Alles durchsetzen. Er kommandirt schon das ganze Haus. Zuletzt wächst er Euch über den Kopf.“ Da war die Tante ganz anders. Die hatte den Kleinen richtig lieb. Er machte ihr alle seine Kunststückchen vor, und sie lobte

und beschenkte ihn. Es war von ihr immer Etwas für ihn zu lecken da. Ihr konnte man auch erzählen, wie hübsch und gescheidt er sei. Wenn er es auch mit anhört, er versteht es doch noch nicht. Und wenn auch — um so besser wird er. Ist das nicht zu niedlich, wenn er den lahmen Nachbar ausspottet? oder der Großmutter den Zucker stiehlt und so unschuldig darein schaut, als sie danach sucht? oder eine so wunderliche Geschichte erzählt, was er gesehen haben will? Man kann nicht zanken, man muß gerade heraus lachen. „Die Freude hätten Sie sehen sollen, als ihm an Weihnachten bescheert war. Wir haben uns des Jungen wegen etwas zu stark angegriffen. Aber soll man seinem Kinde keine Freude machen?"

Fritzchen gedeiht, wird nun bald ein Fritz sein. Ein „wunderschöner" Junge. Das muß er selber wissen, denn er hat es von seiner Mutter so oft gehört. Macht er etwas Dummes — und das geschieht oft — so sagt man ihm: „Warte nur, Du kommst bald in die Schule, da wirst Du schon sehen!" — Er war nicht allein geblieben, hatte Brüderchen und Schwesterchen bekommen. Hörte man aber die Eltern von „ihrem Kinde" reden, so dachte man, er wäre ihr einziges. Der kleine Schlingel wußte recht gut, daß er das Goldkind war. Er mußte es merken, denn ihm ward stets das Beste zugewendet. Viel Anlage zum Regieren hatte er. Die jüngern Geschwister mußten ihm pariren, und er erhielt jedesmal Recht gegen sie, er war ja „der Verständige", obwohl er nie nachgab. Darum gefiel es ihm in der Schule nicht recht. Dort war er nicht Goldsohn. Im Lernen ging es gar nicht recht vorwärts. „Der Lehrer hat aber auch gar kein rechtes Geschick," meinte der Vater, und es freute den Jungen, das zu hören. Als ihm aber einmal wegen Lügens der Lehrer einige Striche aufgemessen hatte, waren die Eltern außer sich, zankten

vor dem Knaben auf den ungerechten Mann, die gute Mutter aber machte sich auf zu diesem, ihm die Wahrheit zu sagen und ihn zu belehren, daß man Kinder nur „mit Liebe und guten Worten ziehen müsse," sonst hätte ihn der Vater verklagt.

„Was soll unser Fritz nun werden? Handwerker? Dazu ist er viel zu gut. Es steckt Größeres in ihm. Wird er anders behandelt, so wird es bald zum Vorschein kommen. Wir schicken ihn auf eine höhere Schule." Gedacht, gethan. Uebel und böse rückt er so aller zwei Jahre von Klasse zu Klasse. „Das kommt nur daher, weil er kleiner Leute Kind ist. Es geht überall parteiisch zu." Die Eltern plagen sich redlich, das Nöthige zu erschwingen, manchmal müssen die andern Kinder darunter leiden. Weil er mit großer Leuten Kindern zusammen ist, muß er stets bessere Kleider tragen, als die Geschwister, auch immer etwas Geld haben, damit er sich nicht zurückgesetzt fühlt. Ob er das vernascht? Er muß doch mit Geld umgehen lernen, will auch ein Vergnügen haben, da er so viel über den Büchern sitzen muß. Die Censuren werden nicht besser. Bis in eine Mittelklasse ist „ihr Kind" mehr geschoben worden, als aufgerückt. Der Direktor sagt, es wäre am besten, sie nähmen ihren Sohn aus der Schule. „Purer Neid. Die Lehrer wollen sich nur nicht ordentlich mit ihm abgeben, weil es ihnen nichts Besonderes abwirft!" Der Junge — er heißt wohl der junge Herr — hat das „Schulgehen" satt. Seine Eltern sind längst gewohnt, sich von ihrem Sohn befehlen zu lassen. Er wird Kaufmann. Da ist zu verdienen. Aber auch Gelegenheit zu verthuen. Und das kann Fritz vortrefflich. Es ist ihm Bedürfniß, Gesellschaft und Erholung zu suchen und „sich zu zerstreuen." Nobel tritt er auf. Dazu gehört aber Geld. Weil seine Kasse aber klein, des Vaters Kasse jedoch nicht zur Hand und

nicht sehr voll ist, borgt und versetzt er drauf los und greift endlich in seiner Bedrängniß in die große Kasse seines Prinzipals. Vater muß zahlen und decken, wenn nicht Schlimmeres geschehen soll. Mutter weint, weil ihr Kind so verführt worden ist. Der Sohn ist auf dem besten Wege, ein Lump zu werden und zwar ein richtiger. Ob er wohl ganz allein schuld daran ist? Der böse Schwager spricht: „Seine Eltern haben sich die Noth selbst groß gezogen.“

Es ist zu verwundern, daß bei solcher Art zu erziehen oder zu verziehen nicht noch viel mehr Kinder verderben, als ohnehin verderben. Einer hat immer noch Augen und Hände dabei, der wieder gut macht, was thörichte Eltern in ihrem Unverstand böse gemacht haben.

4. Vom Heirathen.

Heirathen! Das wird manchem von Euch ein angenehmes Kapitel sein, und in manchem Ohre wird das Wort klingen, wie Orgelklang und Glockenton. Ihr jungen Mädchen wollt gern heirathen? Gesteht es nur! Braucht Euch des Geständnisses nicht zu schämen. Ich bin noch so altmodisch, zu glauben, daß die Ehe eine heilige Ordnung des Allerhöchsten sei, der gemacht hat, daß Ein Mann und Ein Weib und die Beiden Eins sein sollten und dafür gehalten hat, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein sei. Nun wird es wohl im Menschen liegen, daß die eine Hälfte zur andern will, weil sie fühlt, daß sie allein kein Ganzes ist. Und warum soll man das nicht zugeben, was natürlich und richtig ist? Drum ist mir ein Mädchen, das ganz offen sagt: „Heirathen möcht' ich schon!“ viel lieber, als „eine junge Dame,“ die fast in Ohnmacht fallen will, wenn vom

Heirathen die Rede ist, oder mit der Feder hinterm Ohr unter einer Menge Büchern sitzt und kurz und beleidigt spricht: „Ich will nicht heirathen, kann mich selbst ernähren!“ Das mag ein bischen Verstellung sein — und die kann ich nicht leiden. Aeltere Leute, sonderlich Frauen, stiften gern Heirathen. Vielleicht aus Schadenfreude, damit das junge Volk auch erfahren soll, wie es in der Ehe zugeht? Wohl aus Theilnahme, damit aus den Hälften etwas Ganzes wird!

Wenn bei meinem Großvater selig die Rede darauf kam, daß zwei sich heirathen wollten, nahm er seine Pfeife aus dem Munde, machte ein bedenkliches Gesicht und meinte: „Kinder, mit dem Heirathen ist es wie mit dem Lotteriespielen. Selten kriegt einer das große Loos oder auch nur einen Gewinn, die Meisten ziehen Nieten!“ Ein Pfarrer, der viel Köstliches über das Heirathen geredet und geschrieben hat, trug die Namen der Brautleute, die er aufzubieten hatte, in ein feines Buch mit Goldschnitt ein. Die ganze Gemeinde sollte merken: Es hat viel zu bedeuten mit dem Heirathen. Das einzusehen, braucht es weder großen Verstand, noch tiefe Gelehrsamkeit, nur ein wenig Ueberlegens. S' ist doch nicht nur, daß zwei auf das Standesamt gehen, Ja sagen, ihre Namen unterzeichnen, dann, wenn sie nur noch ein wenig Religion im Leibe haben, zur Kirche kommen, sich trauen lassen, Hochzeit machen und zusammenziehen, wenn sie nicht nach neuer, gottloser Mode schon zusammengewohnt haben. Mit dem Hochzeitstage fängt erst die Ehe an. Zusammen leben sollen die Beiden, 20, 30 und vielleicht mehr Jahre. Das ist lang. Zusammen leben, nicht blos bei einander wohnen, mit einander arbeiten, sondern „Eins sein“ im Fleische und im Geiste, Eins dem Andern dienen mit seiner besondern Gabe, Eins des Andern Last tragen. Der Himmel hängt

nicht immer voll Geigen, wie in den ersten Tagen nach der Hochzeit. In einem Jahre kann viel geschehen. Und nun erst in so vielen Jahren. Da kommen Krankheit, schlechte Zeit mit wenig Verdienst, Einbußen am Vermögen, Sorgen mit Kindern, Todesfälle. Mancher hat mit sich allein zu thun, und wird mit sich selbst nicht fertig. Und nun mit einem Zweiten! Kein Blatt am Baume ist einem andern Blatt am selben Baume ganz gleich, geschweige denn ein Mensch dem andern. Mann und Weib sind zwei ganz verschiedene Wesen, Das liegt schon im Geschlecht. Jedes hat seine besondere Art, seinen eigenen Willen, seine absonderlichen Fehler und „Launen". Und zwei solche verschiedene Wesen binden sich an einander für ihr ganzes, ganzes Leben. So weit sind wir glücklicherweise noch nicht fortgeschritten, daß man auf Probe heirathen, eine Zeit lang zusammen leben und hernach, wenn es nicht gehen will, wieder aus einander laufen kann oder „in freier Liebe" unter einander lebe, so ähnlich wie — — nun wie das liebe Vieh. Was haltet Ihr von solchen Menschen, die das ernstlich vorschlagen, ohne im Irrenhause zu stecken?

Man sollte denken, eine so ernsthafte Sache, wie das Heirathen, würde auch recht ernst genommen. Eine rechte Regierung muß es ernst damit nehmen, denn was der Grund ist für ein Haus, das ist die Ehe für das Volk und den Staat. Je schlechter es um Heirathen und Ehen steht, desto schlechter steht es um das ganze Volk. Aber auch der Einzelne soll es recht ernst mit dem Heirathen nehmen. Es

Prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

Vorgethan und nachbedacht, hat manchem großes Leid gebracht. Gewiß sind noch viele Leute, die nicht denken:

Heirathen? Kleinigkeit. Es wird schon gehen. Und geht es nicht, so werden wir ja weiter sehen! Aber es ist auch gewiß, daß es mit dem Heirathen vielfach sehr leicht genommen wird. Wenn man bedenkt, warum und wie manche Heirath zu Stande kommt, muß man sich wundern, daß die große Zahl schlechter Ehen nicht noch viel größer ist. Ich denke mir, sie ist auch viel größer, man erfährt nur von manchem Eheelend Nichts. Der äußere Anstand deckt es vor den Augen der Welt zu, so schwer es auch sein mag, sich in diese Heuchelei hinein zu leben, oder der leidende Theil trägt verborgen sein Kreuz und ist ein größerer Held, als der gefeierte Held eines Schlachtfeldes. Vom Prüfen vor dem Heirathen ist oft keine Spur, d. h. vom rechten Prüfen, ob man zusammen paßt, ob man wird zusammen schaffen und zusammen dulden können, am allerwenigsten, ob man zusammen glaubt, woraus allein ein wahres, ein trächtiges und gesegnetes Leben kommt. — „Sie müssen sich heirathen" — heißt es. Der Zwang ist dahinter. Wenigstens vor Menschen soll das in blinder Begierde begangene Unrecht „wieder glatt gemacht" werden. Mit einem Vergehen fängt die liebe Ehe an. Was Wunder, wenn später Eins dem Andern Vorwürfe macht, beide einander nicht mehr leiden können und der Ehestand ein Wehestand wird. Neben den Zwangsheirathen giebt es die Geschäftsheirathen. Weil es in manchem Ohre doch schlecht zusammen klingt: Geschäft und Heirath sagt man: Vernunftheirathen. Als ob alle andern als die Geldheirathen, denn das sind sie, unvernünftig wären und nicht jemand auch Vernunft haben könnte, der nicht in erster Linie allemal auf den Mammon sieht. Geprüft wird da: der Geldbeutel oder die Äcker, Felder und der Düngerhaufen — je nachdem. Dies Geschäft wird unter den „Feingebildeten" gerade so getrieben, wie von Alters her in dem Bauern- und Hand-

werksstande. Die Eltern verkaufen ihre Tochter, der Bräutigam handelt das Geld ein und nimmt dafür das Mädchen mit in Kauf, ganz wie bei den Wilden in Asien oder Afrika. Klar ist, daß ein Verständiger beim Heirathen sich wohl überlegt, ob er Frau und Kinder ernähren kann, und es ihm erwünscht ist, wenn ihm die Braut Etwas zubringt. Was soll dabei herauskommen, wenn einer, der kaum für sich das Brot erwerben kann und schon öffentliche Unterstützung bekommen hat, ein Mädchen heirathet, das Nichts weiter hat, als was es auf dem Leibe trägt? Und sind solche Leute in ihrem Elende dann eigentlich zu bedauern? Aber wenn ein Mann nur auf das Geld spekulirt, nur durch seiner Frau Geldsack Etwas wird und ist, wie soll man das nennen und wo bleibt dann seine Ehre, von der er vielleicht sehr häufig redet? Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß es in den Zeitungen von Heirathsgesuchen wimmelt, in denen Männer „wegen Mangel an Damenbekanntschaft", — als wären die Damen bei uns, wie in der Türkei, hinter Schloß und Riegel — Lebensgefährtinnen suchen, natürlich mit so und so viel tausend Mark, welche „sicher gestellt werden." Noch trauriger aber ist, daß sich Mädchen und Frauen mit ihrem Stand und Vermögen in den Zeitungen ausbieten, um einen Mann dafür einzuhandeln. Da ist nicht weit mehr bis zur öffentlichen Auktion. Und wie bei jedem Geschäft, giebt es auch beim Heirathsgeschäft Vermittler, welche ganze Listen von Heirathslustigen mit ihren nähern Verhältnissen führen und sogar bisweilen die Zahl der Paare, die sie zusammenge — bracht haben, anzeigen, um ihr Geschäft anzupreisen. Pfui! Ihr meint, das sei nur in großen Städten der Fall! Aber am Ende besteht auf Eurem Dorfe auch ein Heirathsbüreau. Sollte da nicht eine Wittwe oder ein Ehepaar wohnen, bei denen die jungen Leute zusammen kommen und jedesmal Etwas

aus ihrem Hause heimlich mitbringen, wovon die sauberen Ehestifter leben? Auch „Zutreiber" sind allerorten, daß ich so sagen muß. Sie haben die Liste ihrer Geschäftsfreunde im Kopfe und treiben ihren Menschenhandel vielfach in Wirthshäusern. Was da gelogen und getäuscht, versprochen und nicht gehalten, welches Elend damit in die Ehen hinein und durch die Ehen hingeschleppt wird, das glaubt Niemand. Ich will aber nicht gesagt haben, daß alle solche Geschäftsheirathen unglücklich sein müßten, in manchen geht es so leidlich, wenigstens so lange das da ist, was man suchte: Geld und Vergnügen und gute Tage. Nun werdet Ihr denken, ich halte nur Etwas von den Heirathen aus purer Liebe, den sogenannten Neigungsheirathen. Kommt nur darauf an, was man unter der Liebe versteht. Was man so gewöhnlich damit meint, die Begierde, einander zu haben, meine ich nicht. „Die Leidenschaft flieht." Von der Liebe allein kann man nicht leben und es pflegt häufig zu sein, daß solche Liebesheirathen übel ausschlagen. Die Neigung muß auf etwas Festeres gegründet sein, als auf Jugend, Anmuth, ein hübsches Gesichtchen und ein heiteres Wesen. Das Alles schwindet, wie der Schnee vor der Sonne. Das Herz muß sich zum Herzen finden und in den Herzen muß der Dritte im Bunde sein, an dessen Segen Alles gelegen. Christliche, heilige Liebe muß die Beiden umschlingen: „Dein Gott soll mein Gott sein!" Dann wird es gut gehen, die Ehe wird glücklich sein, wenn auch mancherlei Unglück in ihr vorfiele.

Jung gefreit, hat Niemand gereut! sagt das Sprichwort. Ist aber auch nur halb wahr, wie die meisten Sprichwörter, und stammt aus einer Zeit, wo die Menschen länger jung waren, als jetzt, wo sie rascher leben, Alles vor der Zeit genießen und darum so bald abgelebt sind. Es dauert mich allemal, wenn ein Paar heirathet: Er 22,

21 Jahr, Sie 18, gar erst 17 Jahr alt. Nicht etwa, weil „sie das Leben nicht mehr so genießen", nicht mehr so viel mitmachen können. Das wäre in mancher Beziehung gut. Sondern weil die Leutchen noch gar so wenig vom Leben kennen. Was versteht man als angehender Zwanziger vom Amt, Geschäft, Handwerk, Haushalt? Die Zeit bis zu 25 Jahren soll erst in dem Gelernten fest machen und zum Wissen das Können bringen. Und wie viel wird eine Siebzehnjährige von der rechten Führung einer Wirthschaft inne haben? Ausnahmen natürlich vorbehalten. Die Häuser, wo Alles von fremden, bezahlten Händen gemacht wird, sind dünn gesäet. Was ist in den Jahren am Menschen noch zu ziehen! Es steckt noch viel Uebermuth in ihm. Uebermuth aber taugt in der Ehe gar nicht. Wenn aber Eltern selbst noch nicht ganz erzogen sind, wie werden halbe Kinder ganze Kinder erziehen? Viel will zum Leben sein. Als ledige Leute verdienen Er und Sie. Das Mädchen hat „die Beine unter der Eltern Tisch." Sind sie verheirathet, muß die Frau die Arbeit ganz oder zum Theil einstellen, „aus ihrem eigenen Topfe kochen." Der Mann hat sich selbständig gemacht, muß klein anfangen, viel Zinsen aufbringen. Esser werden mehr, Verdiener weniger. Dazu nun noch Krankheit, verdienstlose Zeit, besonderes Unglück — und das große Elend ist fertig. Mit der Noth ziehen leicht Reue über die Heirath, gegenseitige Vorwürfe, Uneinigkeit und Streit ins Haus und es wird zur Hölle.

Heirathen ist gut, nicht heirathen noch besser! Darauf berufen sich bisweilen jüngere und ältere Männer. Es stehe doch in dem heiligen Buche geschrieben. Der Spruch lautet aber anders. Für besondere Zeiten allgemeiner Noth, aber nicht für alle Zeiten, für besondere Menschen, aber nicht für alle ist das gesagt. Möglich, daß sich dieser oder jener wegen eines Körperleidens, wegen zu geringen

Erwerbs, wegen einer unglücklichen Liebe oder dergleichen nicht für fähig hält, eine Ehe zu führen. Niemand wird ihn darum tadeln. Kann mir aber nicht denken, daß von daher allein die Zahl der Ledigen so sehr zunimmt, und zwar in den sogenannten gebildeten Ständen. Es thut einem das Herz weh, wenn man wirklich gut und häuslich erzogene Mädchen, die das Zeug dazu haben, einen Mann glücklich zu machen, wie unbeachtete Veilchen verblühen sieht, während andere, die hohl im Kopf und im Herzen sind, sich aber aufzuspielen wissen, „Partien machen". Freilich fürchtet sich sicher mancher junge Mann vor dem Heirathen, weil er glaubt, den großen Aufwand, den so viele Frauen in Putz und Kleidung, und die vielen Ansprüche, die sie auf allerhand Vergnügungen machen, nicht bestreiten und befriedigen zu können. Ich bin nicht der Erste und nicht der Letzte, der behauptet: wenn die Mädchen mehr zu Hausfrauen als zu Damen erzogen würden und in Küche und Wäschschrank bewanderter wären, als in der Modezeitung, gäbe es nicht so viel alte Jungfern. Aber es scheuen sich genug junge Männer vor dem, was die Ehe fordert. Sie wollen lieber unabhängig und ungebunden bleiben, flott leben, keine Mühe und Sorge auf sich nehmen, kein Opfer bringen. Und das ist die reine, ordinäre Selbstsucht. Weil sie die Schule der Ehe, in der wir nach höherer Ordnung äußerlich und innerlich gebildet und erzogen werden sollen, nicht durchmachen, werden sie in der Regel grämliche und unleidliche alte Junggesellen. Sie haben ihren Beruf nach einer Seite hin verfehlt, mögen sie in sonst einem Berufe es noch so weit gebracht haben.

Gesetzt nun, es wären zwei „mit einander richtig" in rechtem Alter, wahrer Liebe, mit Verstand und in Ehren. Dann werden sie, meinen wir altväterischen Leute, ihre Eltern um Jawort und Segen bitten, auch wenn es nach dem Gesetz

nicht mehr nöthig sein sollte, nach dem Gesetz, in ihren Herzen und in Gottes Wort geschrieben. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Ein braver Sohn, eine rechtschaffene Tochter können unmöglich den für ihr ganzes Leben entscheidenden Schritt in die Ehe thun wider Willen derer, die ihnen in der Welt am nächsten stehen und denen sie so unendlich viel verdanken, außer diese wollten nur ihren Kopf aufsetzen, einen Nutzen aus einer andern Heirath für sich herausschlagen oder dem Kinde durch Widerspruch einen Possen spielen, eine Rache ausüben. Kommt Alles vor in der Welt. Die Eltern haben aus freien Stücken eingewilligt. Nun müssen die Brautleute vor dem Standesamte die Ehe schließen und sollen sich darnach trauen lassen. Jenes ist Zwang, dieses Pflicht. Eheschließung und Trauung — zwei verschiedene Stücke, früher eins, nun getrennt. Ob zum Besten unseres Volkes? Das Volk scheint diese Wohlthat, die ihm von gewissen Leuten zugedacht und zudiktirt worden ist, nicht genug, ja gar nicht zu würdigen, denn es sind allerwärts ungezählte Schaaren unwillig darüber. Einstweilen ist es aber so und es heißt: unterthan sein der Obrigkeit. Ihr versteht es aber doch? Eheschließung ist bürgerliche Sache, geht Eigenthum, Kinder, bürgerliches Recht des Paares an. Trauung ist kirchliche Sache, geht die rechte Eheführung, den Ehesegen von oben, Herz, Gewissen und Seele, wahres Glück und ewiges Heil des Paares an. Ihr sagt: „Wir möchten den langen, wichtigen und schweren Ehestand um keinen Preis ohne Gott und seinen Segen anfangen. An Gottes Segen ist Alles gelegen. Auch unsere Kinder müssen sich trauen lassen.“ Recht so! Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten umsonst, die daran bauen.

---

5. Vom Taufen.

Lieber Freund!

Du hast Etwas wegen des Taufens auf dem Herzen und hast Dir darüber allerlei Gedanken gemacht. Weil das bei noch mehr Leuten der Fall ist, schreibe ich Dir diesen offenen Brief. Du brauchst ihn dann nicht erst weiter zu geben. Zu verbergen haben wir auch Nichts. Du bist also ganz niedergeschlagen gewesen, als Du gelesen hast, wie viel Hunderte von Kindern in dem doch so kleinen Sachsenlande ungetauft sind und begreifst nicht, wie Eltern, die doch oft genug gehört haben, was es mit der Taufe auf sich hat, diese ihren Kindern vorenthalten können. Niederschlagend ist es, begreiflich nicht, nämlich von unserm Standpunkte aus. Im Anfang, als die neue Ordnung mit den Standesämtern aufkam, mag in manchen Köpfen Herr Unverstand regiert und gesagt haben: „Geburtstag, Name, und Eltern des Kindes sind ins Standesamtregister eingeschrieben, nun braucht doch nicht noch getauft zu werden!" Ein Herr in einer kleinen Stadt glaubte wirklich — hatte man es ihm weiß gemacht? — die Regierung wolle das Taufen nicht mehr, sonst hätte sie das neue Gesetz nicht gegeben, wiewohl darin ausdrücklich steht: die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung werden durch dieses Gesetz nicht berührt. Und der, ein ganz braver, guter Mann, hat sicher nicht allein so gedacht. Du kennst doch auch Leute, die gern etwas Neues mit-, und Anderen vormachen. Als nun das Neue aufkam, daß die Taufe eines Kindes verweigert werden konnte, da versuchten sie es auch mit diesem Neuen, und die, welche Neues nachmachen, um für gescheidt zu gelten, folgten ihnen.

Jetzt aber, wo diese Einrichtung den Reiz der Neuheit verloren hat, über das Taufen so viel geredet, geschrieben, gepredigt worden ist, dieser und jener wohl auch sich besonnen hat, was er über die Taufe in seiner Jugend gehört hat, müssen doch die „Dummen bald alle" sein, wenn sie auch nie ganz alle werden. Ich gebe Dir zu, daß mitunter Eltern nachlässig sind. Sie lassen das Kind lange liegen, bevor sie an die Taufe denken. Vornehm ist das nicht etwa. Prinzen und Prinzessinnen werden sehr bald nach der Geburt getauft. So mag es denn geschehen, wie es mit dem Aufschieben überhaupt geht. Eine Woche nach der andern vergeht, die Erinnerung und Mahnung an die Erfüllung der Christenpflicht wird wieder vergessen, das Kind wird älter, bis endlich einmal Anstalt zur Taufe gemacht wird. So entstehen Taufverzögerungen. Stirbt aber das Kind ungetauft, dann regt sich das christliche Gewissen in den Eltern und sagt ihnen: Ihr habt Etwas an dem Kinde versäumt." Und der Vorwurf bleibt lebenslang. — Schaust Du Dein neugebornes, hilfloses Kindchen an, dann denkst Du daran, wie vielem es unterworfen ist, wie sehr es zu seinem beschwerlichen, vielleicht langen Lebensgange der Hilfe und Kraft von oben bedarf, wie bald ihm Vater und Mutter wegsterben können und wie in dem schwachen Körperchen eine unsterbliche Seele wohnt, die selig werden soll, freust Dich, daß es der liebe Gott und der Heiland in der Taufe annehmen und beschenken wollen mit himmlischen Gaben, die ihm seine Eltern, wären sie auch der Kaiser und die Kaiserin, gar nicht verschaffen können, und beschließest, daß es bald getauft wird. So müßte es bei allen Eltern sein. Haben sie ihr Kind wirklich lieb, so werden sie ihm das Beste und Höchste zu verschaffen suchen, und das giebt die heilige Taufe. Ich meine sogar, Vater und Mutter, die sich nicht so recht klar über den Taufsegen sind, müßten

ihrem Kinde doch denselben zu kommen lassen, sintemal man für ein Kind thut, was man nur thun kann. Warum verweigern nun Eltern geradezu die Taufe ihrer Kinder? Weil sie den neuen Glauben haben: sie seien nichts Besseres als die vollkommensten Thiere, aus bösem Willen, aus Widersetzlichkeit und Feindschaft gegen das Christenthum. Die Art Leute lernt man demnach jetzt kennen und das hat sein Gutes, wie jedes Uebel, und wird wohl so sein sollen. Aber was wird aus den ungetauften Kindern? Was sie schon sind: Heiden. Du hast Angst, wie das gehen soll, wenn viele Tausende solcher Heiden heranwachsen? Aengstige Dich nicht ohne Noth! Seinerzeit wird der da sein, der alles zurecht bringt und wird seine Leute haben, die ihm in treuer Arbeit dazu helfen. Die es erleben, werden sehen, was einstmals ein Wunder vor aller Augen war: daß ein kleines Häuflein den Kampf mit dem Heidenthum aufnahm und dieses überwand. Erinnerst Du Dich, wie geschrieben steht: die Pforten der Hölle sollen des Herrn Kirche nicht überwältigen? Es ist doch wahr geblieben bis auf diesen Tag.

Du wolltest wissen, was richtiger sei: Pathen oder Taufzeugen? Von Alters her heißt es Pathen. Taufzeugen sagt man vielleicht deßhalb, weil die Pathen in der That jetzt nicht viel weiter thun, als daß sie bei der Taufe zugegen sind und für das Kind den Glauben bekennen, auf den es getauft wird. Pathe oder Gevatter heißt eigentlich Mitvater. Pathen sollen an dem Kinde mitthun, was ein rechter Vater an ihm thut: auf dasselbe achten, dafür mit sorgen, und dazu mithelfen, daß es zu einem braven Menschen und wahren Christen gerathe. Darum haben auch sonst die Pathen ihre Pathenkinder bisweilen besucht, zugesehen, was aus ihnen wurde, und wenn sie Waisen geworden waren, sich ihrer nach Kräften und Vermögen angenommen. Darum gehen auch jetzt noch die Confirmanden zu ihren

Pathen um abzubitten, nicht eines Geschenks wegen, wie viele glauben, soll das geschehen. Manche Pathen mögen einen sonderbaren Begriff von dem Pathenamte haben. Denke Dir, einmal versammelten sich die Gevattern zu einer Taufe im Wirthshaus, dort holte sie die Kinderfrau mit dem Kinde zur Kirche ab. Nach der Taufe gingen sie — direkt ins Wirthshaus auf den Tanzsaal, das Kind ward ohne Pathen heimgeschafft. Wie gefällt Dir das?

Ueber das Tauffest sind wir einerlei Meinung. Daß Eltern, Verwandte und Gefreundte mit einander fröhlich sind, ist natürlich. Ein Hausfest, das schönste Fest, und Hausfreude, die beste Freude. Da kommen sie wieder einmal zusammen, die sich lange nicht gesehen haben: Bruder und Schwester, Freunde und Freundinnen, und es schlingt sich um sie das Band der Liebe aufs Neue. Erzählt wird dann, wie es jedem ergangen ist, wie es hie und da zugeht, was man zu dem und jenem denkt. Und sitzt an der Kindstaufstafel ein Großvater oder eine Großmutter vom rechten Schlag, mit vielen Erfahrungen, freundlich und friedlich im ganzen Wesen, dann giebt es zu hören und zu lernen, und die Unterhaltung ist tausendmal mehr werth, als das fade Geschwätz bei manchem großen Gastmahl feiner Leute.

Du meinst, daß die besonderen, äußeren Gebräuche bei der Taufe einen Sinn haben müßten. Freilich haben sie den. Das weiße Tuch, das zuletzt über das Kind gehalten wird, ist an die Stelle eines neuen Hemdchens getreten, durch das man äußerlich zeigen will, wie das Kind durch das heilige Sakrament ein neuer, reiner und heiliger Mensch geworden und mit dem Kleid der Gerechtigkeit angethan sei. Daher der Name Westerhemdchen. Die Pathen halten die Ecken desselben: sie erklären dadurch im Namen der Gemeinde: Das Kind ist anerkannt als ein Bürger des Reiches Gottes, wir aber wollen mit darauf halten, daß

es rein und heilig werde und bleibe. Das Pathengeschenk oder Eingebinde ist ein sichtbares Abbild der Himmelsgaben, die das Kind in der Taufe empfangen hat, und eine stete Erinnerung an seine Ausstattung von oben. Deswegen wurden sonst ganz besondere Münzen — Schwertpfennige, Lammdukaten u. dgl. — gegeben und dem Kinde aufgehoben und war nicht bräuchlich, daß der Kindesvater nach oder gar an dem Tauftage die Pathenbriefe aufbrach und mit dem Pathengeld den Kindtaufsschmaus bezahlte. Der Pathenbrief ist ein Hinweis auf den großen Brief, den der Vater droben durch heilige Männer uns, seinen Kindern, geschrieben, und worin er seine geistlichen Segnungen in himmlischen Gütern „eingebunden" hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Pathenbriefe und die darein gedruckten Verschen ihrer Bedeutung entsprechend wären, schön könnten sie deswegen auch sein, wenn auch nicht gerade so viel Geld daran wäre, wie jetzt, dafür aber mehr Christenthum, echtes Gold, inwendig und auswendig. Zu haben sind solche Briefe.

Habe ich Dich nun berichtet? Ja so, Du ärgerst Dich darüber, daß die Eltern häufig für ihre Kinder solch närrische Namen wählen, da wir doch so viele gute, alte hätten, bei denen man sich Etwas denken könne. Der Name könne ja auch für den, der ihn trüge, eine Mahnung werden. Ist richtig und wichtig. Der Name bleibt, so lange der Mensch hier bleibt. Es hat auch etwas überaus Schönes, wenn die Kinder Namen tragen von großen, berühmten, sonderlich aber heiligen Männern und Frauen, die vor Zeiten gelebt haben, deren Gedächtniß so wenigstens noch im Namen erhalten wird. Noch besser, wenn der Vater seinem Kinde den Namen eines seiner Vorfahren giebt, der sich um die Familie verdient gemacht hat. Indessen ist die Welt nun einmal nach Neuem begierig, selbst in Namen, und es will

mancher Mann und manche Frau durchaus etwas Besonderes haben, darum suchen sie aus irgend einem Roman oder einem Namenbuch heraus, was ihnen gefällt. Da geht es dann mitunter einmal hinein in das Heidenthum, was selbst guten Christen passiren kann. In der Mehrzahl aber achten Eltern auf den Klang, statt auf die Bedeutung, denn der Schein ist näher als das Sein. Du mußt Dich darüber nicht ärgern, nur wundern und daraus lernen.

Lebe wohl und behalte lieb

Deinen

Freund.

---

6. Vom Dienen.

„Das ist recht, daß den Dienstboten einmal der Text gelesen wird. Es möchte ihnen jede Woche einmal extra gepredigt werden. Wer fremde Leute im Hause haben muß, möchte sich zu Schanden ärgern. Sehen Sie, da ist mein Dienstmädchen" — —. „Halt, halt! wir wissen die die Geschichte schon, kennen das aus dem Fundament: von dem Weglaufen, dem Stunden lang Ausbleiben, dem Klatschen, dem Anputzen, dem losen Maule und wie die lieblichen Tugenden alle heißen, die „der dienstbare Geist" an sich hat. Wir wollten aber vom Dienen reden." Ob wohl das Dienen eine Schande, mindestens eine Erniedrigung ist? Es scheint dafür gehalten zu werden. „Ich vermiethe meine Tochter nicht. Sie mag sehen, wie sie ihr Brod auf andere Weise verdient, mag auf die Arbeit oder in die Fabrik gehen," spricht der Vater, der ein Handwerk im Kleinen betreibt und ein Häuflein Kinder hat. — „Du vermiethest Dich?" sagt ein Mädchen zu ihrer Gespielin. „Das könnte mir passen! Mich vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein um die lumpigen paar Thaler Lohn schinden,

keine Freiheit haben, höchstens aller vier Wochen einmal einige Stunden zu Tanz gehen dürfen und sich fortwährend commandiren lassen — fällt mir nicht ein! Ich bin für mich, verdiene zehnmal mehr, gebe meinen Eltern Kostgeld und mache, was ich will. Niemand hat mir Etwas zu zu sagen." Ja, s' ist eine schöne Sache um die Freiheit, so ganz nach seinem Belieben leben zu können. Sie spukt sogar in den Köpfen solcher Leute, die selten oder nie eine Zeitung lesen und nicht durch schöne Reden für diese sogenannte Freiheit begeistert worden sind. Nur schade, daß die Sache, bei Licht besehen, ganz anders aussieht. Wir dienen nämlich Alle ohne Ausnahme. Niemand ist ganz sein eigener Herr. Der König mit seinen Ministern dient dem Volke durch seine Regierung, das Volk dient dem Könige und seinen Ministern mit seinem Gelde und seinem Gehorsam. Der Gelehrte dient den Ungelehrten mit der Arbeit seines Geistes und diese dienen mit der Arbeit ihrer Hände. Niemand ist unter uns, der nicht von Andern abhängt. Knecht und Magd überlassen der Herrschaft ihre Zeit, ihre Kraft und ihre Arbeit, die Herrschaft giebt dem Dienstboten Kost, Wohnung und Lohn. Ob das ein Elend oder Unglück sei, und ob die Dienstboten einer Herrschaft einen außerordentlichen Gefallen thun, wenn sie in deren Dienst treten, wie sie sich manchmal stellen, das will mir nicht einleuchten. Ich denke, der Gefallen ist gegenseitig. Einstmals, ehe das Christenthum die Völker und die Häuser und Alles darin heiligte, war es traurig, Diener oder Dienerin zu sein. Eingewanderte, die ihre Steuern nicht bezahlen konnten, herangewachsene Findelkinder, gänzlich Verschuldete und Verarmte, besiegte Feinde aus hohem und niederem Stande wurden einfach als Sklaven verkauft und gingen aus einer Hand in die andere, wie Pferde, Kühe, Häuser und Felder. Und wie wurden diese Leibeigenen

meist behandelt. Ebenso und schlimmer, als das liebe Vieh. Zum Exempel: eine vornehme Dame in Rom ließ sich früh von ihren Dienerinnen anziehen und putzen. In der Hand hatte sie eine lange, spitze Nadel von Gold. Versah eins der Mädchen Etwas, so stach sie es in Hals, Brust und Arme, daß das Blut lief. Noch ganz andere, schändlichere Dinge wurden an den armen Dienstmädchen ausgeübt. Der Herr schlug seine Diener bei der geringsten Kleinigkeit, die ihm nicht paßte, oder ließ sie auspeitschen. Als einmal zwei Sklaven einen kostbaren Krug fallen ließen, daß er zerbrach, wurden sie auf Befehl des Herrn in einen Teich großen Fischen zum Fraß geworfen. Waren die Dienstboten krank oder altersschwach, so setzte man sie in der Regel auf die Straße oder ins Freie hinaus, dort mochten sie sterben. Gegen Mißhandlungen gab es keine Beschwerde oder Anzeige bei der Obrigkeit. Die Dienstleute waren rechtlos und schutzlos. Gott sei Dank! Das Alles ist durch das Christenthum und nur durch das Christenthum anders geworden. Heutigen Tags läßt es sich in einem Dienste schon aushalten. Wo es aber ein Dienstbote nicht aushalten könnte — die schlechten Herrschaften sterben nie aus, sind aber lange nicht so zahlreich, wie manche schlechte Dienstboten behaupten — da hat er die Freiheit, zu ändern, bei roher Behandlung die Freiheit, zu klagen, bei Antritt des Dienstes die Freiheit, auf die gestellten Bedingungen einzugehen oder nicht, im Dienste die Freiheit, ruhig und anständig zu sagen, was ihn nicht recht dünkt, und überdies so manch andere Freiheit, daß ihn ein in einem andern Dienste oder Amte stehender Herr beinahe beneiden könnte. Ihr mögt es glauben oder nicht: es haben schon oft Frauen sich nach der Zeit zurückgesehnt, da sie in Diensten standen. „So gut, wie damals, als ich diente, bekomme ich es nicht wieder," sagte einmal eine junge Frau. Zur Zeit muß am Morgen das Frühstück, am Mittag die Mahl-

zeit, am Abend das Abendbrot da sein. Der Dienstbote fragt nicht darnach, und braucht nicht zu fragen, woher Alles kommt. Und so ein Jahr Tag für Tag essen und trinken, ohne darum sorgen zu müssen, fast wie die lieben Vöglein unter dem Himmel, ist nicht uneben. Das wird freilich nicht gerechnet, aber kostet es nicht auch jeden Tag? Ein ander Ding dann, wenn der frühere Diener als Hausvater Hausgeld schaffen und das frühere Dienstmädchen als Hausfrau die Pfennige zu Brot zusammen suchen muß, an Fleisch gar nicht zu denken. Und ist der Erste im Monat da, so muß der Lohn da sein. Ob dem Herrn die Ernte verdarb, die Kunden keine Rechnungen bezahlten, ein Geschäft Verlust brachte; ob die Herrschaft vielleicht selbst dies und jenes entbehrt, damit dem Dienstboten, den sie haben muß, das Seine wird, darum kümmert sich dieser nicht, braucht es auch nicht. Jährlich so und so viel sicheres, reines Geld zu haben, wofür man nur Kleidung zu schaffen braucht, ist auch nicht übel, wenn es schon dem Hochmuth, der jede neue Mode mitmachen will, mindestens halb zu wenig erscheint. — „Meine Mädchen müssen dienen!" sagte mir ein biederer Mann. „Sie lernen doch Etwas. Bei uns geht es gering zu. In Diensten kommt ihnen allerlei unter die Hände, was sie später brauchen können, mögen sie nun heirathen oder nicht." Recht so. Ich bin zu kleinen Leuten in ein enges Stübchen gekommen, aber da hat es mir gefallen! Alles so sauber und nett, Nichts zerrissen und verwahrlost, in all den einfachen Dingen und Geräthen solche Ordnung und Sorgfalt und solches Geschick, selbst aus dem Gewöhnlichsten Etwas zu machen, was ein hübsches Aussehen hat. Dachte mir es gleich, daß die Frau gedient hätte, wie sie nachmals erzählte. Das geht dem Mann und den Kindern und durch diese wieder den Kindeskindern zu gut. Ich kann es verrathen, ohne Namen zu nennen:

das Unglück, der Unfriede, die Verarmung in mancher Familie kommt daher, daß die Frau nicht gedient, keine Hauswirthschaft führen gelernt hat. Aus der Fabrik oder von der Nähmaschine weg in die Ehe hinein, woher soll die Frau verstehen, Haus zu halten, noch dazu, wenn die gute alte Mutter das Bischen „häuslichen Kram“ gemacht hat? Das Lernen im Dienste sollte auch Etwas gerechnet werden. Freilich erntet eine tüchtige Hausfrau, die ihrem Dienstmädchen mancherlei beigebracht hat, schlechten Dank dafür. Kann dieses seine Sache, so macht es sich gewöhnlich fort in einen „besseren“ Dienst, d. h. in einen solchen, der ihm mehr Lohn einträgt. Traurig genug, daß eben Alles nur nach dem Geld geschätzt wird. — Ist das etwa beim Dienen ein Unglück, wenn es ein Mädchen, das kaum aus der Schule, halb noch ein Kind ist, ein wenig streng hat und unter ernster Zucht steht? Was kommt dabei heraus, daß das Fräulein die Nächte draußen herum schwärmen, jeden Tanz bis zu Tag aus mitmachen darf? Die Eltern haben oft weder Zeit, noch leider Lust, noch am Ende gar Gewalt, das zu verhindern. Ist das so schädlich, wenn das Mädchen von einer rechten Herrschaft noch ein wenig erzogen wird, woran es im Elternhause möglicherweise gefehlt hat? Man sollte meinen, Vater und Mutter müßten einer tüchtigen Frau mit der Hand dafür danken, daß sie sich ihres Kindes eifrig angenommen hat. Aber weil sie sich um Alles kümmert, darauf sieht, mit wem das Mädchen umgeht, und wo es sich in seiner freien Zeit aufhält, es warnt vor Bekanntschaften, keine Lüge duldet, sich erkundigt, was es mit seinem Lohne macht und es zum Sparen mahnt, ihm ein gutes passendes Buch und den Strickstrumpf, nicht aber alle Tage den Hausschlüssel in die Hand giebt, darum klagen oft Eltern und Kind über den „großen Zwang und den schlechten Dienst.“ Allerdings kann das Dienen sauer

werden. Wird der Dienstbote in einem Hause angesehen als ein höheres Thier, mit dem man nur die Worte wechselt, die man zu ihm reden muß, wird ihm überall gezeigt, daß es eigentlich eine besondere Gnadenerweisung sei, ihn, der aus so niederem Stande ist, um sich zu haben, liegt das Wohl der Stubenkatze, des Hühnerhundes oder Reitpferdes der Dame und dem Herrn mehr an, als das seines Dienstboten, so muß es diesen niederdrücken, wenn sonst Etwas an ihm ist. Er hat ja auch Gefühl unter dem gröberen Kleid. Es will doch nicht recht zusammen stimmen: für die Liebe begeistert sein und allerhand Liebeswerke in Vereinen und auf eigene Hand betreiben und seine Hausgenossen, die einen Theil der Familie ausmachen, kaum als Menschen behandeln, soll aber bisweilen vorkommen. Vertraulichkeit zwischen Herrschaft und Dienstboten braucht darum noch nicht zu bestehen, schickt sich auch nicht. Schandbar ist diese, wenn sie zwischen Herrn und Magd gefunden wird, und wäre der Herr noch so hoch und die Magd noch so fein.

Dienen — das knüpft ein Band an die, welchen gedient wird, und an die, welche den Dienst thun. Gewiß sollten die auf einander halten, die so zusammen gefügt sind. Wunderbar, daß Dienende so häufig die Herrschaft wie einen Feind ansehen, der sie nur plagen, ihnen nichts Gutes gönnen will, dem man daher auf jede Weise entgegen treten muß. Wenigstens hört man das heraus, wo Dienende von Herr und Frau reden. Das alte Wort erfüllt sich: Der mein Brot isset, tritt mich mit Füßen. Das Sprichwort aber sagt: Ein schlechter Vogel, der sein Nest beschmutzt. Und für den Dienenden ist das Haus der Herrschaft doch das Nest, wenn auch nur auf Zeit. Jene Art und Ansicht ist sicher ein Absenter von dem Unkraut, das allenthalben wächst: dem Geist der Unzufriedenheit, der Begehrlichkeit, des Hochmuthes. Ein anderer Geist,

der des Evangeliums, sagt: Dienen ist Gottes Ordnung, und der Dienst gerade, den Du hast, Gottes Fügung. Darin gilt es Gottes Willen zu thun, Dich dünken zu lassen, daß Du dem Herrn dienst und nicht den Menschen. Wer diesen Geist in sich trägt, sieht Herrschaft und Arbeit mit ganz anderen Augen an. Ueberdies hat der Größte, der je auf Erden wandelte, gesagt: „Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene.“ Seitdem ist das Dienen geheiligt, und wer es heilig hält, hat es sicher nicht zu bereuen.

Alltägliches.

1. Vom Reden.

Ein alter, närrischer Kauz führte immer so komische Redensarten. Hatte er sich am langen Abend seine Pfeife gestopft und sie endlich in Brand gesetzt, dann sah er sich die Leute rings um den Tisch an und sagte: „Na nu wollen wir 'n Bischen vom Dischkeriren reden," und die Unterhaltung ging an. So möchte ich auch sprechen, denn ich will mit Euch vom Reden reden. Unser Reden ist eine überaus große Kunst und ein besonderer Vorzug, den wir Menschen haben. Der Hund bellt, die Kuh brüllt, das Pferd wiehert, der Mensch aber redet. Lächle nicht ungläubig! Du denkst: ich rede ja schon von Kindheit an, was ist besonderes dabei? Du hast eben nicht auf Dein Kind geachtet, wie lange und mühsam das gegangen ist, ehe es reden gelernt hat. Ueberlegt Euch einmal: Ihr denkt inwendig Etwas, wollt oder fühlt Etwas. Jetzt thut Ihr den Mund auf und nun kommen Laute heraus — und was Ihr innen in Euch hattet, wird nun offenbar, daß es Alle um Euch her wissen, gleich als hätte Jemand mit einem Schlüssel das verborgene, hinterste Schubkästlein im Sekretär aufgeschlossen und herausgezogen, daß jedweder sehen kann, was darin steckt. Und das geschieht durch 24 Laute, verschieden zu-

sammengesetzt und in die Luft herausgegeben. Jetzt lacht Niemand von Euch mehr. Ihr wundert Euch. Könnt' ich Euch aber die Sprechmaschine hermalen, als: die Luftröhre, den Kehlkopf, den Gaumen, die Zunge, die Zähne und die Nase, und Euch beschreiben, wie diese Stücke alle beim Reden einzeln und miteinander arbeiten, so würdet Ihr Euch noch mehr wundern. Die Maschine ist aber Nichts, wenn sie nicht jemand in Betrieb setzt und regiert. Das thut beim Reden der Geist. Wie das zugeht? Ich weiß es nicht. Möchte den sehen, der das genau erklären könnte. Ich würde einmal zu ihm reisen, wenn er auch weit wohnte. Dies Reisegeld werde ich mein Leben lang sparen können. — Weil wir das Reden alle Tage und Stunden betreiben, merken wir nicht, was wir daran haben. Ich kannte einen Kranken, der mehrere Monate nicht mehr sprechen konnte. Wie der würgte und mit den Händen focht. Und Nichts kam heraus, wiewohl man ihm ansah, daß er vor dem Sterben noch so viel auf dem Herzen hatte. Aufschreiben konnte er aber nur wenig, das war auch zu beschwerlich. Manchmal habe ich da bei mir gesagt: „Gott sei Lob und Dank, daß ich reden kann!" Ihr denkt gewiß auch so. Bisweilen fühlen die Menschen, was das Reden zu bedeuten hat, dann nämlich, wenn einer, der es kann, eine Rede hält. Das heißt nun nicht, daß die Worte ohne Anstoß hinter einander zehn, zwanzig Minuten und länger herauskommen, wie das Wasser aus der Brunnenröhre, sondern daß in den Worten Etwas liegt, was in die Hörer übergeht. Redet so jemand, dann wird es in diesen hell, als ob ihnen ein Licht inwendig angezündet würde, oder es zuckt ihnen über die Gesichter, wie Wetterleuchten, bis endlich das Lachen wie ein Donner los bricht, oder es wird ihnen weich ums Herz, kommt warm von unten herauf und naß in die Augen, oder es

wird ihnen eng und schwül und endlich himmelangst, daß sie wünschen: wenn wir nur fort wären, weit fort. Die Worte des ewigen Lebens, die uns so oft ergriffen und getröstet haben, sind zuerst geredet worden, und die Hörer haben sich darüber entsetzt. Die Rednergabe ist eine herrliche Gottesgabe. Hunderte von Menschen ganz in der Gewalt haben, mit unsichtbaren Fäden festhalten und zwingen: so denkt Ihr jetzt und so fühlt Ihr und das wollt Ihr — das ist großartig. Mit gutem Grund wird diese Wundergabe nicht zu vielen Menschen verliehen sein. Ohnehin ist sie schon vielfach gemißbraucht worden, um Zorn, Haß und Neid, Aufruhr und Empörung anzustiften. Manche leiden an der Redekrankheit. Sie sind bei jeder Gelegenheit mit Reden angefüllt, wie ein Faß. Komme nur jemand unvorsichtig dem Spunde zu nahe! Er springt heraus und nun läuft es. Da hilft kein Zuhalten. Es läuft, als ob Alles ersaufen sollte, bis das Faß leer ist. Wie wär es mit einer Redesteuer? die könnte auch sonst einträglich werden. „Wenn die einmal gestorben ist, muß man das Maul extra todt schlagen.“ Das war grob, nicht wahr? Aber grob ist oft wahr. Die Maulfaulen, denen man jedes Wort erst abkaufen muß, sind unangenehme Leute. Aber sie sind mir tausendmal lieber, als die unausstehlichen Schwätzer und Schwätzerinnen, bei denen es immer wie in der Mühle klappert, 100 Worte in der Minute und in nicht 10 ein wenig Verstand und Witz, fast lauter hohle Nüsse, blecherne Münzen, auf die statt des göttlichen Wappens der Vernunft das Wappen des Thoren: die Narrenkappe, geprägt ist. Oder gar in 50 von den 100 Worten Bosheit und Verleumdung. „Klatschen“ — ein treffender Ausdruck, bedeutet, mit der Zunge auf Andere losschlagen. Geklatscht, durchgehechelt, herunter gemacht wird bei den Kaffeetassen, wie bei den Wein- und Bier-

gläsern, vom schwachen und vom starken Geschlecht. Und die Leute, „sie hören es gerne," auch solche, von denen man es nicht denkt, am Ende wir Alle? Das ist eine von den miserablen Seiten des Menschen, daß ihm die Verirrung und Demüthigung des Nächsten, selbst eines Freundes, insgeheim ein gewisses Vergnügen bereitet. Darum juckt es in den Ohren, wenn ein richtiger Zuträger, eine geübte Klatschschwester den Sack der schlechten Neuigkeit aufthun und ihre Waaren anpreisen: „Haben Sie schon gehört? Wissen Sie noch nicht? Denken Sie sich nur!" Warum wird das Gute an Andern nicht so aus- und herumgetragen: daß sich jemand edel gezeigt hat, in seinem Berufe ganz besonders treu ist, seine Kinder sehr gut erzieht, Zucht und Keuschheit bewahrt, des Hauses Ehre unbefleckt erhält? Das gefällt nicht. Gut und vollkommen ist man selber. Deshalb muß auch mancherlei ersonnen, eine Kleinigkeit vergrößert, unleugbar Gutes verdächtigt werden. Je schlimmer, desto lieber. „Ein Dieb ist ein schändliches Ding." Aber vor ihm kann man sich durch Schlösser und Riegel sichern. „Ein Verleumder ist noch viel schändlicher." Man weiß nicht, wo er gerade seine Pfeile abschießt. Und wüßte man es, so könnte man ihm das Maul nicht verbinden. Ja, könnte man das, er würde durch das Tuch durch zischeln. Nur ein Vorlegeschloß und rechts und links ein Gerichtssiegel könnten helfen. Aber man müßte den Menschen mit der giftigen Zunge erst haben. Wenn jedem Ehrabschneider ein Glöckchen um den Hals gehängt wäre, das würde ein Geklingel sein! Würde Niemand von Euch eins tragen? — Es klingt wunderlich, ist aber richtig, daß mit manchem Menschen, mit einem großen, vernünftigen Menschen die Zunge durchgeht, wie das Pferd mit dem Wagen. Er weiß gar nicht, was Alles er redet. „Das habe ich nicht gesagt." Du hast es aber den Tag zuvor mit eigenen

Ohren aus seinem Munde gehört. Eine Schmach ist es, wenn ein Mensch so unter der Knechtschaft der Zunge, dieses kleinen Gliedes, steht. Weil sie so unbändig werden kann, darum hat sie wohl der liebe Gott in den Mund gelegt, wie ein böses Thier in den Käfig gesteckt wird, und noch einen Zaun, die Zähne, darum gemacht. — Schlechte Reden sind nicht nur dem gefährlich, der sie hört, weil sie ihn kränken, verführen, aufreizen, sondern auch dem, der sie ausspricht. Ein schrecklicher Verbrecher gestand vor Gericht, er hätte seine Frevelthat wahrscheinlich nicht ausgeführt, wenn ihm nicht einmal ein Wort über diese herausgefahren wäre. Von dem Augenblicke an wäre er Willens geworden, die That zu vollbringen, im Anfang hätte er sich bei dem Gedanken daran immer noch gescheut. Das Wort führt zur That, macht Muth dazu. All unser Reden aber kommt aus dem Herzen. Dieses ist der tiefe Brunnen, aus dem das Wasser der Rede quillt. Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Wer seine Zunge zähmen will, muß erst seine Gedanken beherrschen lernen. Die Zunge kann kein Mensch zähmen, wenn er auch die wildesten Thiere zu zähmen vermöchte. Er braucht dazu Hilfe von oben. Wird durch diese das Herz immer reiner, so auch die Rede. Dann ist es eine Lust, reden zu hören und mit zu reden. Manches gute Wort fällt, und gutes Wort findet gute Statt. Gute Worte sind wie die Pflanzen in Eurem Garten, die überwintern. Sie sterben ab und sind scheinbar vergangen. Aber im Frühjahr schlagen sie wieder aus, grünen und blühen. Manch gutes Wort von einem edlen Menschen wird erst nach 10, 20 Jahren wieder lebendig. Darum nehmt es genau mit dem Reden! Nicht bloß wegen Verklagtwerdens und wegen einer Ehrenerklärung in der Zeitung. Letztere ist ein Glöckchen um den Hals eines Losmäuligen. Vielmehr Euretwegen, damit nicht die

böse Zunge Euch „den ganzen Leib beflecke und anzünde allen Euren Wandel."

Merket das alte Rezept: Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts Böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen.

2. Vom Lügen.

„Haben Sie schon gelesen? In M. hat ein Todtengräber ein Kind, das Blumen von den Gräbern gepflückt hatte, zur Strafe in die Todtenhalle gesperrt. Dort lagen vier Leichen. Abends vergaß er, die Kleine heraus zu lassen. Als er am andern Morgen nach ihr sah, war sie vor Furcht und Schreck gestorben. Der Mann wäre von den Leuten umgebracht worden, hätte ihn nicht die Polizei sogleich fest genommen. Ist das nicht entsetzlich?" — Vier Tage später steht in der Zeitung der Brief eines Bürgers in M., worin dieser erklärt, daß an der ganzen grausigen Geschichte auch kein Sterbenswörtchen wahr ist, sich auch in der ganzen Gegend nicht das Geringste zugetragen hat, was zu einer solchen Geschichte irgend einen Anlaß hätte geben können. Also eine vollständige Lüge, die ganze Erzählung rein aus der Luft gegriffen, eine Stadt ins Gerede gebracht, ein Mann in derselben weit und breit an den Pranger gestellt. „Schändlich," sagt ein aufrichtiges Gemüth, „man möchte doch auch gar Nichts mehr glauben." „Wieder eine Lüge, spricht der Gleichgiltige, „nichts Neues." Ja, leider Gottes nichts Neues! Raubanfälle, Mordgeschichten, Unglücksfälle, Erfindungen, Entdeckungen, glückliche Ereignisse werden erfunden. Erfunden? nein, wir wollen die Sache beim wahren Namen nennen: erlogen. Zeitungslügen gehen täglich um. Gewisse Blätter machen mit derartigen Lügen ein gutes

Geschäft. „Ob wahr oder nicht wahr, sittlich oder unsittlich, geht mich Nichts an, wenn es nur Geld einbringt" — hat einmal ein Zeitungsinhaber geäußert. Das war wenigstens nicht gelogen. Wie gefällt Dir dieser Grundsatz? — Vieles ist halb erlogen. Aus der Mücke ist ein Elephant, aus dem Sandkorn ein Berg gemacht. Neben den handgreiflichen Lügen stehen oft so feine, daß der Hundertste, der sie liest, nicht hinter den Schwindel kommt. Eine besondere Abtheilung bilden die politischen Lügen. Sie wuchern besonders stark in Zeiten der Wahlen zu Reichs- und Landtagen, wie das Unkraut nach einem warmen Mairegen. Ein Redner einer Partei ist öffentlich aufgetreten. Wie eine hungrige Meute fällt die Gegenpartei über die Rede, wohl gar über den Mann selbst her. Seine Worte werden verdreht, einzelne Stücke und Sätze aus dem Zusammenhang heraus gerissen, wodurch sie sich ganz anders deuten lassen, als sie gemeint waren, dazu gethan oder davon genommen, dies und jenes aus seinem Leben, selbst aus seiner Familie erzählt mit einem vorsichtigen, Wahrhaftigkeit heuchelnden: Es soll — man sagt —, bis endlich aus dem ehrlichen Manne ein Popanz herausgelogen ist, auf den losgeprügelt, d. h. losgeschimpft, oder ein Hanswurst, der ausgelacht werden kann. Das ist eine niederträchtige Art. Eine rechte Peitsche, aber neu, eine fingerdicke Ruthe, frisch vom Weidenstumpf geschnitten, die thäten gute Dienste! Es ist nicht nur um diejenigen, welche durch solche schandbare Lügen an ihrer Ehre gekränkt, vielleicht ins Unglück gebracht werden, es ist auch um die, welche solche Lügen lesen. „Du sollst nicht lügen!" vermahnt man die Kinder in den Schulen. „Du sollst nicht lügen!" prägen rechtschaffene Eltern ihren Knaben und Mädchen ein, nöthigenfalls mit dem Stecke. Und tagtäglich wird ihnen hernach in Zeitungen vorgelogen und Lust zum Schwindeln gemacht,

wenigstens hören sie, daß wieder das und das nicht wahr ist. Und gepredigt wird von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, in schönen Gedichten und begeisterten Reden gewarnt vor der „wälschen," d. h. französischen Falschheit und Lüge, und tagtäglich werden die Leute mit Lügen gefüttert, innerlich langsam vergiftet. Der Sinn für Wahrheit und Recht wird erstickt, die Ansichten werden gefälscht, das Mitleid wird abgestumpft, Neid, Gehässigkeit und Rachsucht erregt. Falschmünzer gehören unter die groben Verbrecher. Man schafft sie ins Zuchthaus. Wohin gehören die Falschmünzer, die öffentlich die Wahrheit in Lüge verkehren und Unwahres ersinnen? — „Aber die Leser wollen immer etwas Neues und Besonderes, da läßt sich nicht erst feststellen, ob es wahr oder erlogen ist." Das trifft für viele Fälle. Ich habe einen Herrn gekannt, der konnte einfach gewürzte Speisen nicht mehr vertragen, es mußte Alles für ihn extra gesalzen und gepfeffert werden, und je länger, desto mehr, damit der Gaumen gereizt und der Appetit geweckt wurde. Sein Magen war nämlich ganz verderben. So will ein großer Theil unsers Geschlechts besonders Gesalzenes und Gepfeffertes für seinen geistigen Magen. Das Einfache, Wahre, Natürliche schmeckt nicht mehr. Was er liest, muß aufregend, noch nicht dagewesen sein. Am liebsten ein wenig Skandal. In den Zeitungen wird so viel gelogen, weil die Menge selbst verlogen ist, Lust an der Lüge hat. Die Presse, d. h. das Zeitungswesen ist eine Macht im Volke, aber auch ein Spiegel des Volkes. Im täglichen Leben wird unendlich viel gelogen. Wie viel zweispännige Fuhren brauchte man, könnte man am Sonnabend Abend aus Stadt oder Dorf die Lügen hinausfahren, die die Woche über auf Straßen, in Wirthshäusern, Läden und Häusern gemacht worden sind? Es giebt Unterhaltungslügen, Aufschneidereien, durch die Prahlhans über Andere kommen,

etwas viel Größeres, Schöneres oder Schrecklicheres erlebt haben will, als andere Leute. In einem Gasthofe hing über einem Tische ein riesengroßes Messer aus Pappe. Das wurde dem Aufschneider für eine Lüge umgehangen und er mußte es den ganzen Abend tragen. Das wäre eine hübsche Einrichtung für alle Gesellschaften. Für Klatschbasen aber, die ihrer Umgebung, selbst ihren besten Freundinnen, allerlei Sünden und Schanden anlügen, wäre zu empfehlen, daß sie manchmal, wie in früheren Zeiten, rittlings auf dem hölzernen Esel durch Stadt oder Dorf gefahren würden.

Weiter: die Geschäftslügen, auch Schwindel, richtiger Betrug genannt, so mannigfaltig, daß sie sich gar nicht beschreiben lassen. „Wie der Nagel zwischen zwei Steinen steckt, so steckt die Ungerechtigkeit zwischen Käufer und Verkäufer.“ Nicht zu vergessen die gesellschaftlichen Lügen, die bei „den Gebildeten“ die Kinder alle Tage mit anhören müssen, zu denen sie sogar bei „guter Erziehung“ mit abgerichtet werden. „Ist Herr N. zu sprechen?“ „Nein er ist nicht zu Hause.“ Sitzt aber ganz gemüthlich auf dem Sopha, raucht seine Cigarre und liest die Zeitung. „Ich störe doch nicht?“ „Durchaus nicht, sind mir sehr willkommen.“ In Wahrheit: Wärst Du, wo der Pfeffer wächst!“ Und dazu die „Nothlügen“, die es eigentlich gar nicht giebt, weil die meisten Lügen aus einer gewissen Noth oder Furcht gemacht werden. — „Du mußt es aber mit dem Lügen nicht so streng nehmen. Es ist doch vielfach damit nicht so schlimm gemeint, schadet auch Niemandem Etwas. Vieles ist so hergebracht, kein Mensch denkt sich Arges dabei.“ Aber Lüge ist Lüge, ein häßlicher Schandfleck an dem Menschen und gemein (gewöhnlich) bei ungezogenen Leuten, auch wenn sich der und die Betreffende dem Beutel oder den Kleidern nach zu ganz anderen Leuten rechneten.

Und sie schadete nicht? Was die Quecke für den Acker, die Seide für den Klee, das ist die Lüge für das Herz. Sie überzieht und verfilzt es, erdrückt und verfilzt das Edle darin. Ein Kapitallügner, eine Hauptschwindlerin kann die Wahrheit gar nicht mehr reden, immer muß Etwas dazu oder davon gethan werden. Sie glauben sich selbst die eigenen Lügen, können sogar die Wahrheit nicht mehr hören. Dies Elend aber hat mit einer Lüge angefangen. Wer lügt, der stiehlt. Lüge ist schon häufig die erste Station auf dem Wege ins Zuchthaus gewesen.

Glaubst Du auch, daß es Menschen giebt, deren Leben eine Lüge ist? Zum Exempel: Männer, die scheinbar ein gutes Einkommen haben und Alles mitmachen, sich aber nur durch allerlei unsaubere Geschäfte erhalten und jeden Augenblick fürchten müssen, ihre wahre Art wird ruchbar und man stößt sie mit Schimpf und Schande aus anständiger Gesellschaft, oder Familien, die nach außen glänzend auftreten, daheim aber Mangel leiden, alles Erdenkliche daher ersinnen müssen, um die Dürftigkeit zu verdecken; oder Ehepaare, die unter Menschen die Liebe und Zärtlichkeit selbst sind, aber in ihrem Hause wie Hund und Katze leben. Wie entsetzlich muß eine solche stete Heuchelei sein!

Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Glieder sind. Wir wollen es uns Alle gesagt sein lassen. Einer ist gewesen, in dessen Munde kein Betrug erfunden worden. Er spricht: „Ich bin die Wahrheit." Durch ihn können Herz und Zunge wahrhaftig werden.

3. Wortverfälschungen.

Gegen die vielfache, oft schamlos betriebene Verfälschung von Lebensmitteln ist man in neuerer Zeit ernstlich aufgetreten. Das Publikum verlangt jetzt wirklich für sein gutes Geld gute Waare. Vereine wider Lebensmittelfälschung bestehen hier und da. Städtische Behörden lassen strenge Aufsicht über feil gebotene Waaren üben. Das Gesetz bestraft Fälscher ziemlich empfindlich. Es ist schändlich, durch falsche Waare Andere um ihr sauer erworbenes Geld zu bringen, doppelt schändlich aber, durch Verschlechtern der Nahrungsmittel Gesundheit und Leben der Mitmenschen in Gefahr zu bringen, wenn es nämlich mit Wissen und Willen geschieht. Daß es mit solchen Fälschungen — einem heimlichen Todschlag — in unserm Deutschland so weit kommen konnte, daran trägt nicht allein die zügellose Habgier der Verkäufer, sondern auch die Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit der Käufer die Schuld. Der gute Deutsche läßt sich unter Umständen Vieles bieten und ruft höchstens, wenn es ihm gar zu bunt wird, nach einem neuen Gesetze, um Hilfe bei seiner Regierung. Nun giebt es aber Fälschungen, absichtliche und unabsichtliche, die gefährlicher werden können, als die der Lebensmittel:

Wortverfälschungen,

die darin bestehen, daß in Reden, Büchern und Unterhaltungen Worte in anderem Sinn gebraucht werden, als den sie eigentlich haben sollen, wie wenn jemand als Wein verkauft, was gar kein Wein, sondern ein Gemisch von allerlei künstlichen Dingen ist, oder daß mit gewissen Worten nur ein Theil von dem gemeint wird, was sie wirklich bedeuten, wie wenn man als Wein verkauft, was nur zur Hälfte oder zum Viertel Wein ist. Die Fälscher sind meist gar

nicht zu entdecken. In vielen Fällen ist die Täuschung auch kein böser Wille. Aber gefährlich ist sie. Worte sind Nahrungsmittel des Geistes. Sie erzeugen Gedanken, wecken Wünsche und Hoffnungen, bilden Ansichten im Hörer und Leser, befördern den geistigen Stoffwechsel. Gefälschte Worte erzeugen falsche Gedanken, erregen unlautere Begierden, verwirren die Ansichten, stören den geistigen Stoffwechsel. Ist es nun inwendig im Menschen nicht ganz richtig, so wird auch sein äußeres Leben verkehrt und krankhaft. Wenn in unsern Tagen im Leben des Volks, der Gemeinde, der Familie und des Einzelnen krankhafte Erscheinungen sich zeigen, sollte das nicht mit daher kommen, daß so viele falsche Begriffe, das sind gefälschte Worte, umlaufen? Es thäte Noth, die Worte, die man sehr häufig hört, recht scharf zu prüfen und zuzusehen, was darunter verstanden wird. Manche können das nicht, wie auch nicht jeder Milch und Butter untersuchen kann. Die Mehrzahl will nicht prüfen, ist zu bequem dazu, auf Deutsch zu denkfaul, wenngleich die Deutschen das Volk der Denker genannt worden sind. Wer Lebensmittel untersucht und auf Verfälschungen aufmerksam macht, verdient sich Dank. Neben der nöthigen Kenntniß gehört nur ein wenig Muth dazu. Warum soll man nicht einmal einige vielgebrauchte Worte untersuchen? Vielleicht lohnt es sich der Mühe. Auf Dank wird kein Anspruch gemacht. Die Untersuchung geschieht umsonst.

1. Billig.

„Also 20 Mark kostet Dich der neue Rock nur fix und fertig? Das nenne ich billig! Hab 30 anlegen müssen. Ja, wenn man immer die rechte Quelle wüßte! 10 Mark bei der schlechten Zeit ersparen fällt schon ins Gewicht." Billig soll also sein, was recht wenig kostet, wobei man

augenblicklich einen kleinen Vortheil hat. Der billige Rock wird aber bald schlecht. Er wird zum Arbeitsrock herabgesetzt, doch das Arbeiten verträgt er nicht, er zerfährt. Der Mann des Billigen klagt über die schlechten Stoffe, die man jetzt fertige, über Betrug u. s. w. Er muß sich einen neuen Rock kaufen, der kostet ihn 22 Mark, denn billig muß er sein. Macht also in 2 Jahren für zwei billige Röcke 12 Mark. Der Freund mit dem einen theuren braucht keinen neuen, der theure ist noch gut und läßt sich strapaziren. Wer hat billiger gekauft? Jener hat bei seinen sogenannten billigen Käufen 12 Mark weggeworfen und den Aerger zugegeben. Seine Röcke sind um 12 Mark zu theuer. Billig ist nur das, was im Verhältniß zu dem Gelde, das ich dafür gebe, am längsten und besten nützt. „Wer theuer, d. h. gut kauft, kauft billig.“ Es kommt nicht so sehr auf den Preis, als vielmehr auf den Werth einer Sache an. Freilich, was jemand nicht brauchen kann, was nicht für ihn paßt, wovon er keinen wahren Nutzen hat, ist allemal für ihn zu theuer, selbst wenn er es halb geschenkt erhält. Eine Kutsche, koste sie im Gelegenheitskauf auch nur 100 Mark, ist 100 Mark zu theuer für den, der eines Marktwagens bedarf. Ein goldenes Armband, für 10 Mark erstanden, ist 10 Mark zu theuer für das Dienstmädchen, dem Leinwand zu Hemden und Garn zu Strümpfen mangelt. Das gefälschte Billig hat schon Unmassen von Geld gefressen. Billig und wirklich gut kann in der Regel nicht beisammen sein. Und haben wir das: Billig und schlecht nicht in ganz Deutschland büßen müssen? Auch andern Schaden macht die Fälschung. „Echt ist die billige Kette nicht, aber sie sieht ganz wie eine echt goldene aus,“ sagt der junge Mann. Das sogenannte Billige verlockt zur Täuschung, zum Gefallen am Schein, statt am Sein, zerstört den Sinn für das Solide, Wahrhaftige. Kleines wirkt Großes.

2. Arbeiter.

Arbeiterfrage, Arbeiterbewegung, Arbeitervereine, Arbeiterpartei — es kommt einem vor, als wenn nur die Leute, welche in die Fabriken, auf den Bau, in die Werkstatt oder auf Tagelohn gehen, arbeiteten, alle andern aber Faulenzer wären. Nach Meinung vieler mit der Hand Arbeitenden ist das Volk ein großer Bienenstock. Sie wären die Arbeitsbienen, die jeden Morgen ausfliegen und sich bis zum Abend plagen. Sie hätten allein das Recht, den Honig im Stocke zu verzehren. Die meisten Andern wären die Drohnen, die nur träge zehrten. Das müsse anders werden. Auch unter den Oekonomen — Bauersleute darf man wohl nicht mehr sagen — herrscht die Ueberzeugung: sie arbeiteten allein, weil sie im Schweiß ihres Angesichts pflügen und eggen, säen und mähen. Der Beamte in seiner Expedition, der Kaufmann in seinem Laden, der Lehrer in seiner Schule und nun gar der Pfarrer auf seiner Studirstube hätten es zu gut, könnten im Schatten sitzen und verdienten das viele Geld, viel zu viel Geld mit Nichtsthun. — Wie viel giebt es nun wirklich Leute, die gar Nichts machen, sondern nur „Coupons abschneiden, zum Fenster heraussehen, spazieren gehen und dabei herrlich und in Freuden leben?" Blutwenig — in manchem Dorfe, mancher Stadt keinen Einzigen. Aber wie viel richtige Faulenzer, die sich, ohne Noth bettelnd, auch stehlend im Lande herumtreiben und thatsächlich aus anderer Leute Taschen leben! Die Tausende im Volk, die nicht mauern, zimmern, Steine brechen, in die Fabrik gehen, arbeiten eben auch, denn arbeiten heißt: sich mit Etwas Mühe geben und anstrengen, was dem, der sich müht, und den Mitmenschen Nutzen bringt. Ob jemand dabei die Hände oder Füße oder das Gehirn braucht, bleibt sich gleich.

Nur wer sich mit gar Nichts Mühe giebt, ist ein Faulenzer. Der Arzt, der über eine Krankheit, der Rechtsanwalt, der über einen Rechtsfall nachsinnt, der Baumeister, der sich ein Gebäude mit seiner Einrichtung vorstellt und es aufzeichnet, arbeitet gerade so gut, wie die, welche „auf die Arbeit“ gehen. König, Minister, Beamte, Geistliche, Lehrer sind Arbeiter. Kein Mensch und keine Partei hat das Recht, sich allein Arbeiter zu nennen. Kopfarbeit und Handarbeit sind beide nothwendig. Aber die Kopfarbeit kommt erst — unbestritten! Was ist wichtiger: eine Maschine erfinden und alle ihre Theile berechnen oder an der Maschine stehen und die Handgriffe thun, daß ein Stück Zeug fertig wird? „Aber die Kopfarbeit wird so viel viel besser bezahlt.“ Natürlich. Erstlich weil sie schwerer ist. Sie strengt viel mehr an. Geistige Arbeit greift zugleich den Körper mit an, reibt ihn bei Uebermaß sogar auf. Müde Arme und Beine stellt genügender Schlaf und vernünftige Ernährung wieder her. Zweitens: zu geistiger Arbeit sind nicht alle Leute geschickt. Lächerlich, wenn behauptet wird: aus jedem Kinde könne Alles gemacht werden. Ja, wenn einmal die Erfindung gemacht sein wird, daß alle Kinder mit vorzüglichen Anlagen geboren werden, oder der Nürnberger Trichter fertig ist, durch den auch in den schwächsten Kopf die Weisheit eingefüllt werden kann. Einstweilen wird die alte Ordnung bleiben: begabte und wenig begabte, talentvolle und talentlose Menschen. Handarbeit kann schließlich jeder, der nicht krank und gebrechlich ist, verrichten. Zugleichen kann sich jeder Tüchtige emporarbeiten. Drittens: um Kopfarbeit zu treiben, sind jahrelange Vorstudien nöthig, die also Zeit und auch Geld kosten. Wer zu seiner Ausbildung Zeit und Kapital gebraucht hat, mit 24, 25 Jahren erst zu einer selbständigen Stellung gelangt ist, kann auch verlangen, daß er besser bezahlt wird,

als der, welcher mit 17 Jahren oder eher schon verdiente, ohne irgend Etwas zuzusetzen. „Wer aber nun wirklich vom Gelde lebt und nicht arbeitet, zehrt der nicht von Andern?" Keine Spur. Andere leben von ihm. Er hat früher gearbeitet und gespart, dadurch aber seine Pflicht erfüllt. Oder er hat geerbt, dann haben die, von denen er erbte, ihre Arbeit geleistet.

Nur das ist schimpflich, wenn jemand durch Betrug und Schwindelei so viel erworben hat, daß er nicht mehr zu arbeiten braucht, was aber selten vorkommt, auch nicht lange dauert, denn unrecht Gut gedeiht nicht. — Arbeiten, sich anstrengen, ist unser Aller Theil und Ehre. Der Taglöhner, der fleißig und treulich sein Werk thut, ist gerade so ehrenwerth, wie der höchste Beamte, der unermüdlich thätig ist für das Wohl des Landes. Nicht das Was, sondern das Wie gilt. — Also — nicht Sand in die Augen streuen lassen!

3. Bildung.

„Ein gebildeter junger Mann!" Er ist nach neuester Mode gekleidet, macht tadellose Complimente, gebraucht schöne Redensarten, weiß über die allergewöhnlichsten Dinge endlos zu schwatzen. Jetzt frag ihn, was er zu dem berühmten Buche meint, das er gelesen hat! Er schweigt — oder er schwatzt wieder. Also bloße Tanzstundenbildung. „Eine gebildete junge Dame." Sie war in Pension, hat Französisch, Englisch, deutsche Literatur, Aesthetik und wer weiß was Alles getrieben, weiß Stellen aus Schiller auswendig, liest die neuesten Romane, spielt Clavier, singt auch. Für das, was die gute Mutter täglich im Hauswesen zu denken und zu rechnen hat, besitzt sie keinen Sinn," das ist „so gemein." Die Eltern sind über die gebildete Tochter

entzückt. Die Bildung hat ja so viel Geld gekostet. Aber der alte Onkel, der seine Meinung immer klar und rund heraussagt, — die Nichte findet ihn „entsetzlich ungebildet," — pflegt zu sagen: „Bildung? Unsinn! Reiner Firniß! danke für solche Pensionsbildung!" — In den Gärten der Chinesen sollen Bäume und Sträuche wunderlich zugestutzt sein zu Drachen, Katzen, Männchen u. dgl. An solche verzerrte Pflanzen erinnern mich die verbildeten Menschen, die durch irgend eine Schule oder sogenannte Erziehungsanstalt ein wenig zugestutzt worden sind, an mancherlei Wissenschaften gerochen, dadurch aber Geruch und Geschmack, will sagen Sinn und Urtheil für das, was natürlich, gut und schön ist, verloren haben. — „Ein gebildeter Mann!" Er hält am Stammtisch gewaltige Reden über alles nur Denkbare, weiß aufs Haar, was überall fehlt und zu bessern ist. Er ist auch gleich mit Allem fertig: entweder es wird zum Himmel erhoben oder zur Hölle verdonnert. Seine Freunde bewundern ihn. Wer ihn zum ersten Male hört und sich leicht verblüffen läßt, behält den Mund ob dieser Weisheit offen. Sonderbar! Was der gebildete Mann Abends predigt, hat früh in seiner Zeitung gestanden. Liesest Du diese morgen früh, so weißt Du, was Abends kommt, besonders wenn Du dazu nimmst, was am Frühstückstisch einer andern Restauration geredet ward, die der gebildete Mann besucht. Seine Zeitung ist sein Evangelium. Ob die Ansichten darin richtig, die Urtheile begründet, die Vorschläge heilsam, prüft er nicht, denkt auch nicht darüber nach. Wer Etwas dagegen äußert, wird mit bissigen Reden zur Bank gehauen. Der Onkel nannte das Zeitungs- und Kneipenbildung. Den damit Begabten gehe es, wie dem Vogel Strauß, der die verschluckten Steine nicht verdauen könne, sie deßhalb so bald als möglich wieder von sich gebe. Sie mache aufgeblasen und un-

duldsam. Solche Halb- oder Scheinbildung sei ein Unglück unserer Zeit und die Schulen hätten ihr Theil Schuld daran. Zu vielerlei werde gelehrt. Das könne unmöglich gründlich geschehen. Die Jugend bekäme eine Menge Dinge in den Kopf und meine sodann, sie habe die Weisheit mit Löffeln gegessen. Das Herz ginge dabei leer aus, der Charakter bliebe ungebildet. Ueber Etwas nachdenken, sich feste Ansichten bilden, fest werden im Willen, dazu käme es nicht. Viel Wissen allein wäre überhaupt noch keine rechte Bildung. Ein Gelehrter könne roh und gemein sein. Der Mensch habe überhaupt nicht nur Kopf, sondern auch Herz. Etwas Ordentliches im Kopfe und dabei das Herz auf dem rechten Flecke, das nenne man wahre Bildung. —

Der Onkel war ein Prachtmensch. Einfach in seinem ganzen Wesen, nicht studirt. Was er gelernt hatte, das hatte er gründlich inne. Seine Eltern hatten ihn in scharfer Zucht und streng zur Religion gehalten und auf Alles Acht geben gelehrt. Er hatte viel durchgemacht, viele Menschen kennen gelernt, nicht sehr viele, aber gute Bücher und diese öfters gelesen, sich gern mit Leuten unterhalten, die viel Erfahrung hatten. Von Allem, was er hörte und las, machte er sich ein Bild. So hatte er selbstgemachte Ansichten und feste Grundsätze. Man konnte Etwas von ihm profitiren. Er war ein gebildeter Mann.

4. Glück.

Einer armen Frau, die mit dem schweren Korbe auf dem Rücken zur Stadt ging, begegnete eine feine Kutsche. Sie kannte die Herrschaft, die darin saß. „Glückliche Leute! So viel Geld! Alles im Ueberfluß! Keine Noth!“ sagte sie für sich hin. Geld und Reichthum soll Glück sein. In einer Volksversammlung hieß es: Wenn unsre Arbeit besser

bezahlt wird, jeder theilnimmt am Gewinn der Produktion, wenn der Staat alle Steuern und Lasten trägt, wenn und wenn u. s. w. — kurz, wenn der Arme mehr, möglichst viel Geld bekommt, dann hat alle Noth ein Ende. Man sah es, wie der Menge der Mund nach diesem Glücke wässerte. Leider ist es nicht wahr, daß Geld allein glücklich macht. Sonst müßte es keine reichen Unglücklichen geben. Der arme reiche Mann, der sich mit einer wirklichen oder eingebildeten Krankheit mürrisch in einem Badeorte herumschleppt, beneidet den „glücklichen" Tagelöhner, dem sein Stück schwarzes Brot trefflich schmeckt, weil er gesund ist. Doch ist Gesundheit allein nicht Glück. Sonst müßten die meisten Menschen glücklich sein, da sie gesund sind. Ihrer viele aber klagen über Unglück. „Das Glück ist selten." Wenige Glückliche giebt es, weniger als man denkt. Ich kenne einen solchen raren Vogel: einen wirklich Glücklichen. Ein Handwerker ist er, kein Held, weder an Gestalt, noch an Gesundheit. Aber ein richtiger Meister, der seine Arbeit hat. Er will weder Herr genannt sein, noch den Herrn spielen. Seine Jugend war traurig, seine Wanderschaft beschwerlich. Erst lange Jahre Meisterschaft haben ihm ein Häuschen verschafft. Er weiß, wie darben thut. Viel Unglück hat ihn getroffen: Krankheiten, Tod eines sehr gut versorgten Sohnes und Anderes. Aber Niemand hat ihn jammern, murren, schimpfen hören. In der Werkstatt sang oder pfiff er sich Eins. Ging aber in bösen Tagen das Singen und Pfeifen nicht, — denn Bruder Leichtsinn war er nicht, — und bekam er Augenwasser, dann sagte er: „Mag sein! Es könnte noch viel schlimmer sein." Ein glücklicher Mensch! Das Glück sitzt nicht auswendig, sondern im Menschen und ist Zufriedenheit. Das alte Haus- und Lebensbuch sagt: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen. Bedenken,

was man Gutes hat, bei Heimsuchungen sich besinnen, daß es Andern viel trübseliger ergeht, sich nach dem Worte halten:

> Genieße froh, was Dir beschieden,
> Entbehre gern, was Du nicht hast —

das macht glücklich. Aber wie wird man zufrieden? Durch Gottseligkeit. Gott haben heißt: Alles haben, an Allem genug haben. Dann kann man selbst am bösen Tage vergnügt sein. Mehr ist doch in dieser unvollkommenen Welt nicht zu verlangen.

5. Vergnügen.

„Letzten Sonntag haben wir uns köstlich amüsirt. In X. war Tanz. Erst waren wir nicht so recht in Schuß. Als wir aber das gute Bier derb gekostet hatten und ein wenig schräg geworden waren, da wurde Laune und Leben. Ein Hauptvergnügen!“ Ich habe mir solche Vergnügungen mit angesehen. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht. Die meisten Erfindungen in unsrer erfindungsreichen Zeit werden auf dem Gebiete des Vergnügens gemacht. Ich sah viel Geld ausgeben, von jungen Leuten, die doch erst wenig verdienen konnten, von älteren Leuten, die stets über zu hohe Steuern, schlechte Zeit und Theuerung klagen. Es wurde viel getrunken, noch mehr gelärmt und geschrieen. Ich hörte gemeine, zweideutige Reden, schlechte Lieder, rohe Schimpfworte. Aus den erhitzten Gesichtern brannte die Begierde hervor. Das Thier guckte zum Menschen heraus. Andern Tags schlichen die „vergnügt“ Gewesenen müde einher, den Kopf wüst, den Beutel leer, zur Arbeit keine Lust noch Kraft, im Gewissen vielleicht den Stachel, in halber oder ganzer Trunkenheit Etwas begangen zu haben, was böse Folgen haben kann. Das soll Vergnügen sein? Ich bin auch bei Vergnügungen gewesen, wo es fein

herging: Feines zu sehen und zu hören, Feines zu essen und zu trinken gab. Da sah ich mitunter ganz das Gleiche, wie auf dem Tanzsaal des Volkes, nur gleichsam in Seide und Glacéhandschuhen: die Sinne wurden gekitzelt, die Begierden aufgeregt, der Gaumen gereizt, die Nerven erregt. Und die Folge davon? Ermüdung, Schlaffheit, Ueberdruß. Das soll Vergnügen sein? Zwei Drittel, von dem, was man so nennt, schändet den Namen, weil es den Menschen dem Rinde gleich macht, das in den jungen Klee geräth: es schlägt aus, tollt umher, thut des Guten zu viel und bleibt liegen. — Vergnügen soll der Mensch haben. „Saure Wochen, frohe Feste". Was das Salz für die Suppe, das soll das Vergnügen für unser Leben sein; ein Zeitvertreib, durch den sich Geist und Leib erfrischen, eine Erholung, durch die er sich neue Kraft und Lust zur gewohnten Beschäftigung holt. — „Eines schickt sich nicht für Alle." Die Vergnügungen werden für verschiedene Menschen verschieden sein. Berge besteigen und die schöne Aussicht bewundern, ein edles Vergnügen für einen Städter, reizt den Landmann nicht, der alle Tage draußen schafft und lieber in eine Stadt fährt, sich darin umzusehen. Aber ein rechtes Vergnügen ist wie ein Trunk frischen Wassers, das den Durst löscht, die Augen hell macht, die Müdigkeit aus den Gliedern treibt. Ein schlechtes Vergnügen ist wie Branntwein; er steigt zu Kopf, verdirbt den Magen, und — macht immer mehr Durst. Von den schlechten Vergnügungen stammt eine böse, krebsartige Krankheit: die Vergnügungssucht, die schon sehr um sich gefressen hat. „Das Vergnügen ist zur Arbeit, die Arbeit aber nicht zum Vergnügen geworden." Siehe zu, ob Du nicht auch angesteckt bist!

———

4. Redensarten.

1. Das weiß ich schon.

„Sehen Sie, so ist die Sache, so zu verstehen und so zu machen!" Mit diesen Worten schließest Du eine eifrige Rede an Herrn Klug und denkst: dem habe ich es klar zuschnitten, er muß es begriffen haben. Er aber lächelt in den Mundwinkeln, sieht Dich überlegen an, macht ein äußerst pfiffiges Gesicht und spricht: „Das weiß ich schon!" Bei sich aber meint er: red' Du, das hast Du umsonst, stört mich auch nicht, bin selbst gescheidt" und macht richtig die Sache verkehrt.

„Haben Sie die Aufsätze in der Zeitung gelesen?" „Nein." „Man konnte mancherlei daraus lernen." „Weiß schon, was drin steht, nichts Neues."

„Sie gehen wohl nicht in die Kirche?" „Nein, weiß lange, was da gesagt wird, habe es in meiner Jugend schon an den Schuhsohlen abgelaufen."

Ich glaube, man könnte einen solchen neunmal Klugen auf Chinesisch anreden, er würde von oben herab sagen: „Weiß schon, verstehe!" und sein ganzes Gesicht würde erklären: ach, wie dumm Du bist, mich noch belehren zu wollen. Er ist eins von den Sonntagskindern, die das Gras wachsen hören und die Fliegen gähnen sehen, die ganz genau wissen, wie regiert, wie unterrichtet, wie gepredigt, und ebensogut wie geschneidert, und geschustert, geackert und gesäet werden muß, die auch aufs Haar vorauswissen, wie das und jenes kommen muß und nach geschehenen Dingen meinen: „Hab ich es nicht gesagt?" obwohl Niemand es gehört hat. Sie sind, was man bei Kindern naseweis nennt. — Wie zu manchen Zeiten ge-

wisse Krankheiten regieren, als: Bräune, Scharlach, Blattern u. dgl., so soll jetzt die Superklugheit, der Weisheitsdünkel grassiren. Ueberall will das Ei klüger sein als die Henne. Kinder meistern die Eltern, Dienstboten den Herrn und die Frau, Lehrlinge den Meister, und wollen „keine Lehre annehmen." Wo Leute zusammen sind, befindet sich in der Regel eine Weisheitsbüchse darunter, die über alle Dinge und Verhältnisse urtheilt, von denen sie so wenig versteht, wie der Hahn vom Eierlegen.

„Das weiß ich schon. Kenne Alles!" Ist es wahr? Ja, wenn es so wäre! Einer der Weisesten der Erde hat gesagt: „Ich weiß, daß ich Nichts weiß!" will sagen, daß ich sehr wenig weiß, unendlich viel zu lernen habe und nie auslerne. Seitdem können doch die Menschen nicht so klug geworden sein, daß sie Alles wissen, müßten denn die Weisheit mit der Muttermilch einsaugen, was aber stark zu bezweifeln ist. „Das weiß ich schon!" ist meist ein Kennzeichen, daß einer Nichts, nichts Ordentliches weiß. Die Redensart ist eine Firma für einen Kopf, an der steht: Niederlage zur Beschränktheit – oder Gasthof zur Halbwisserei. Wenn man einem solchen Beschränkten einmal recht auf den Zahn fühlt, dann kommt heraus, wie er so gar Nichts weiß, und es geht bei ihm, wie bei jenem Studenten im Examen, zu dem der Professor sagte: „Mein Lieber, was Sie nicht wissen, haben wir gesehen, nun sagen Sie uns doch, was Sie eigentlich wissen!" — und der Herr Student schwieg. Die Halbwisserei ist die bekannte Geschichte, daß einer hat läuten hören und nicht zusammenschlagen. Er liest die oder jene Zeitung, hat von dem, den er für gescheidt hielt, Etwas aufgeschnappt, wie der Hund die Knochen von der verspeisten Gans, hat die Nase einmal in ein Buch gesteckt und nicht einmal in ein gutes, ist einige Jahre auf der Bank einer höheren Schule ge-

sessen. Was er da vernommen hat, käut er beständig wieder.

Geldstolz ist schlimm. Der Geldprotze macht sich lächerlich. Ahnenstolz ist schlimm, wird oft bespöttelt, mit Recht, wenn hinter dem Namen Nichts steckt, der ganze Mensch nur einer schön bemalten, leeren Kiste gleicht. Aber der Weisheitsdünkel ist ganz vom Uebel. Er macht den Menschen ganz confus. Es ist unmöglich, daß dieser Etwas lernt, Fortschritte macht. Er hat eine Mauer vor sich gebaut, durch die kein Meißel dringt, über die er allein bisweilen hervorschaut, um seinen halben oder ganzen Blödsinn über alles Mögliche mit wenig Witz und viel Behagen auszukramen, hinter die er sich sofort zurückzieht, sobald ihn jemand fassen oder „packen" will. „Die Unwissenheit und Halbwisserei ist ein Unglück." Der Bescheidene und wirklich Kluge hat nicht umsonst gehört: Schuster, bleib bei Deinem Leisten! Er weiß, er hat in seinem Handwerk, seinem Geschäft, seinem Amte immer genug zu lernen und zu thun. Daneben könne er sich ja, ohne die Hauptsache zu versäumen, immer noch Mühe geben, von anderen Dingen begreifen zu lernen, was möglich ist. Einer kann nicht Alles wissen, nicht Jedes sein. Der Superkluge denkt, er könne Alles sein, etwa auch Minister, jedenfalls mehr, als er wirklich sei. Das macht unzufrieden. Und die Ueberweisen mengen sich in Alles hinein, reden in Alles hinein. Viele Köche aber verderben den Brei. Klugheitsdünkel ist der Schlagbaum quer über die Straße: der Wagen kann nicht vorwärts, anders wieder ein unartiges Pferd: das Geschirr geht durch und der Wagen entzwei.

„Das weiß ich schon!" Dadurch werden auch Andere confus. Es giebt immer Leute, die Alles, was glänzt für Gold halten: ein leidliches Maulwerk für Weisheit und Redensarten für Kenntnisse. Dem Blinden nachgehen ist

äußerst gefährlich. Führer und Geführte fallen leicht in die Grube. — Hübsch bescheiden also mit dem: Ich weiß! Unser Wissen ist Stückwerk und bleibt Stückwerk. Wenn aber das Vollkommene kommen wird, so wird das Stückwerk aufhören. Dann mögen wir sagen: „Ich weiß!"

2. Wer ist schuld daran?

Ein Fürst kam einmal auf den klugen Gedanken, einen Jungen in seinen Dienst zu nehmen, der für jede Dummheit, die er — der Fürst selber — machte, geprügelt wurde. Die Hofleute fanden das so bequem, daß der Bursche bald auch ihre Albernheiten büßen mußte. Man nannte diesen den Prügeljungen. Der mußte denn an Allem Schuld sein, sogar an verdorbenen Magen, an verfehlten Gesetzen, an sinnlosen Ausgaben u. dgl., und Tag für Tag ging es mit Fäusten und Stöcken über den armen Kerl hinein. Aber schön muß das gewesen sein. Man wußte doch gleich, an wen man sich zu halten hatte, brauchte auch nicht lange zu untersuchen und zu überlegen, um die Schuld herauszubringen, noch viel weniger aber sich selbst zu prüfen und sich über seine eigene Thorheit zu ärgern und einen Anlauf zur Aenderung zu nehmen.

Wirkliche Prügeljungen giebt es nicht mehr. Für das schönste Geld ist keiner mehr zu erlangen. Ein Junge darf für seine eigenen Schlechtigkeiten nicht mehr gezüchtigt werden. Das ist gegen die feine Bildung unsrer Zeit und gegen sein zartes Ehrgefühl. Aber man macht sich einen Prügeljungen, einen Sündenbock, es braucht ja kein Junge zu sein. Bei jedem Schaden, der sich herausstellt, bei jedem Uebelstande in Haus, Gemeinde oder Staat, tritt man hin, wie der glatte Pilatus vor die Juden, wäscht seine Hände in Unschuld, macht ein feierlich-ernstes Gesicht und spricht: „Ich habe keine Schuld daran! der Andere, die Partei,

das Gesetz ist schuld daran." Mit ihnen geht man dann ins Gericht — und da wird Nichts geschenkt. Was sich die Leute für Mühe geben, was für Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit aufgewendet wird, um einen Sündenbock herauszufinden, das ist oft zum Staunen. Oft ist freilich die Art, Andern die Schuld in die Schuhe zu schieben, recht grob und plump und dumm. Es liegt uns leider Allen mit einander im Blute, wenn uns ein Schlag trifft, um uns her zu schlagen, statt an die eigene Brust zu schlagen, wie das Kind auf den Baum loshieb, an den es angerannt war, weil es die Augen wo anders gehabt hatte.

„Du bist schuld daran, daß es bei uns nie mehr zulangt und immer mehr rückwärts geht! Du mußt Dich mit den Kindern und im Haushalte mehr einschränken." So der Mann. Die Frau ist der Sündenbock dafür, daß er wöchentlich so viel und mehr noch vertrinkt und verspielt, als er in die Wirthschaft giebt. — „Du bist schuld daran, daß wir so viel brauchen, Du giebst Nichts her und schaffst Nichts an." So eine andere Frau, die den Mann zum Sündenbock macht dafür, daß sie lüderlich und faul ist. Der Lehrer ist schuld, daß der träge, leichtfertige Junge keine Fortschritte macht. Die Herrschaften sind schuld, daß das verlogene, mannstolle Dienstmädchen in keinem Dienste aushält. Die Kameraden sind schuld, daß der von Haus aus verzogene Bursche Schwindelei treibt.

Wie im Kleinen, so im Großen. Ueberall der Sündenbock: in Büchern, in Reden, in Zeitungen. Handel und Gewerbe liegen darnieder, der allgemeine Wohlstand nimmt ab, Zuchtlosigkeit und Verbrechen nehmen erschrecklich zu. Wer ist schuld daran? Ja, da will Niemand schuld sein. Jeder will sich weiß brennen und muß darum den Andern anschwärzen. Die „Großen" schieben es auf die „kleinen

Leute", diese auf jene, die Liberalen auf die Konservativen und umgekehrt. Gesetze, Regierungen, Schulen, selbst die christliche Kirche — lauter Prügeljungen! Am Ende gar das Wetter. Wollt Ihr einige Proben solch staunenswerther Weisheit haben? Gewisse Gelehrte haben herausgebracht, mit den Verbrechen sei es wie mit dem Monde: seine bestimmte Zeit nimmt er zu, seine bestimmte Zeit wieder ab. So mehrten sich die Schand- und Frevelthaten eine gewisse Reihe von Jahren, dann verringerten sie sich von selbst. Da ist am Ende der Mond auch schuld, sicher aber die Verbrechen selbst, warum sind sie da! Eine berühmte Zeitung brachte, wenn es nur irgend zu machen war, heraus: Daran sind die Frommen, die „Orthodoxen" schuld. Respekt vor solcher Gelehrsamkeit! Dagegen waren freilich die weisen Griechen Dummköpfe, weil sie an einen ihrer Haupttempel mit großen, goldenen Buchstaben schreiben ließen: Mensch, erkenne Dich selbst! Und wie weit zurück ist dann das alte heilige Buch, welches befiehlt: Ein jeglicher prüfe sein Selbstwerk! — So wir uns selber richten, so werden wir nicht gerichtet — das geht uns dann gar nicht mehr an, und Bußtage, wo das ganze Volk und jeder in ihm erkennen soll, was bei ihm fehlt und wo zu bessern sei, können abgeschafft, dafür aber Tanz und Vergnügungstage veranstaltet werden. Zucht- und Strafhäuser braucht es nicht, nur Krankenhäuser und Irrenanstalten. Menschen, die die grausigsten Thaten begangen haben, sind unzurechnungsfähig. Niemand ist an Etwas schuld, Niemand für Etwas selbst verantwortlich.

Damit hältst Du es nicht? Du hast beobachtet, daß es mit solchen, die ihre Schuld auf die Verhältnisse, auf die Menschen schoben, immer mehr bergab ging? So sind wir einerlei Meinung und bleiben bei der alten Christenregel: Siehe auf dich selbst!

3. Das muß man gehen lassen.

Da saß der alte Vetter Michel im Lehnstuhle. Zu essen und zu trinken hatte er vollauf, und das hatte bei ihm angeschlagen. Er war kein unebener Mann. Niemand konnte ihm etwas Schlechtes nachsagen. Wenn jüngere Bekannte bei ihm waren — Michel war in die Sechzig — und sich davon unterhielten, wie es im Dorfe und in der Welt zuginge, wie sich mancherlei mit ein wenig Ernst ändern und bessern ließe, dann rückte er die Kappe in die Stirn, machte schläfrige Augen, faltete die Hände über dem fetten Bauche, drehte die Daumen um einander und sagte: „Das muß man gehen lassen.“ — Vetter Michel ist todt, aber er hat eine große Nachkommenschaft im deutschen Reiche. Seine Kinder und Enkel heißen nicht mehr Michel. Sie haben schönere Namen. Mancher wird Herr genannt, mancher nicht, manche auf dem Lande, sogar gelehrte Herren sollen unter ihnen sein, viele auch nicht so schläfrig, wie der alte Vetter. Aber sie können ihre Abstammung nicht verleugnen. Sie meinen auch immer: „Das muß man gehen lassen, es wird sich schon geben, ganz von selbst. —

Du warst zu Besuch. Geärgert hast Du Dich über die ungezogenen Kinder. In Alles hineinreden, immer das letzte Wort haben, Alles erzwingen, wie sinnlos tollen trotzdem, daß sie nicht allein waren! Ja, die Eltern glauben: das muß man gehen lassen. Jugend will austoben. Kommt der Verstand, wird das von selber anders. Und die ältere Jugend? Ihr habt es Euch manchmal schon geklagt, wie unbotmäßig die ist, wie halbwüchsige Burschen sich Nichts wollen sagen lassen, die Straßen mit ihren Flegeleien unsicher machen, Karten spielen und Geld verklopfen, Mädchen, kaum aus der Schule, sich ganze Nächte draußen herumtreiben, allen Verdienst auf den Leib hängen und Mütter

werden, ohne Frauen zu sein. Zu Eurer Zeit, wie Ihr jung waret, war das nicht so schlimm, nicht wahr? Da hat es auch in den Häusern nicht geheißen: Jugend hat keine Tugend, man muß sie gehen lassen. Später legt sich das Alles von selbst. Aber später wollen sich häufig die lieben Eltern vor Jammer und Kummer die Haare ausraufen.

Sitzt im Wirthshaus ein richtiger „Krawaller", schimpft mörderlich auf Gott und alle Welt, auf Regierung und Obrigkeit, auf die „Großen" und auf die ordentlichen Leute, immer lauter, je voller er wird, dann freuen sich einige Männer darüber, weil sie nicht das Herz haben, so „loszulegen", andern, braven wird es übel und sie machen sich still nach einander fort. „Man muß ihn gehen lassen. Wer weiß, was er einem sonst für Schaden thut oder was man für Ungelegenheiten davon hat!" Selten sieht man, daß ein rechter Mann einem Lumpen die Zähne zeigt, wie jener wackere Alte, der einem solchen Brüllhans kurz und bündig sagte: „Reden Sie ruhig und anständig, oder Sie werden bald sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!" — Wie im Kleinen, so im Großen. Das Gehenlassen kann auch in einem ganzen Volke probirt werden. Nach alter Mode ist ein Volk oder Staat wie eine Familie, die Regierung mit dem König das Oberhaupt. Die große Landesfamilie theilt sich in Stände und Klassen. Es giebt darunter auch viele Schwache, gleichsam Unmündige. Gleich dem Hausvater im Hause hat die Regierung im Volke das Wohl Aller zu bedenken und zu besorgen, die Schwachen gegen die Starken zu schützen, zu wachen, daß kein Theil des Ganzen einen andern Theil überwältige und in Nachtheil bringe. Darnach sind neue Gesetze und Ordnungen zu geben, alte Gesetze und Einrichtungen zu verbessern. Nach neuer Mode ist ein Volk oder Staat eine Maschine,

die von alten Zeiten her in Gang ist. Sie regulirt sich selbst und ist sie ja einmal zu hitzig in der Arbeit, so öffnet sich schon von selbst ein Ventil, wie bei der Dampfmaschine, und läßt den überflüssigen Dampf ab. Die Regierung hat weiter Nichts zu thun, als dabei zu stehen und hübsch zuzusehen, daß das Ding immer rundum geht und Niemand von außen in die Maschine hineingreift, im Uebrigen Alles gehen zu lassen. Das Volk besteht aus einer Menge von Köpfen, die alle einander gleichgebildet und gut sind. Man giebt ihnen alle möglichen Freiheiten und Rechte, hebt jede Einschränkung, jedes Vorrecht auf, läßt jeden thun und treiben, was er will, so lang er kein Verbrechen begeht, und Alles geht von selber prächtig, das Volk marschirt der Vollkommenheit im Laufschritt zu. So ist es bei uns Jahre lang gegangen. Die Freiheiten sind wie Pilze aus der Erde geschossen, eine größer als die andere, eine immer mit schönerem Namen als die andere. Es ist wahr: viel Geld haben die Freiheiten gekostet. Aber es steht nun doch auch Alles bei uns glänzend? Es muß doch mit „den großen Errungenschaften“ nicht weit her sein. Ueberall klagen die Leute, überall rufen und bitten sie um Schutz, Ordnung und Zucht. „Es kann nicht mehr so fortgehen! Es muß anders werden.“ Das Gehenlassen muß ein gefährlich Ding sein. Wo im Hause keine Zucht und keine strenge Ordnung ist, geht Alles wider einander, jedes sucht seinen Nutzen und die Wirthschaft geht den Krebsgang. In einem Volke wird es wohl nicht anders sein, sintemal die Leute darin genau dieselben Menschen sind, wie im Hause, mit dem gleichen Herzen, dem gleichen Sinn, demselben Verstand oder Unverstand. — Wie es kommt, daß trotz augenscheinlicher übler Erfahrung Viele ihren Satz: das muß man gehen lassen — nicht aufgeben? Sie machen die Augen zu und sprechen: „Es ist

gar nichts Uebles da und wenn man Alles noch mehr gehen läßt, dann wird es gut." Oder sie machen die Augen auf und sagen: „Unser Satz ist richtig, aber das Ueble kommt nicht daher." Da läßt sich nun nicht weiter streiten. Was jemand im Kopf hat, hat er nicht in den Beinen. — — Und im Kleinen, woher das „Muß" beim Gehenlassen? Manchmal aus Faulheit und Bequemlichkeit, aus einer wahren Heidenangst, etwa aus dem alten Schlendrian zu kommen. Als ob der Mund nicht von selbst wieder zufiele, wenn er zu einem ernsten Worte aufgethan ward, als ob man krank würde, wenn man sich einmal gegen einen Unfug rührt. Manchmal ist es Furcht und Feigheit, dem Schwager oder Gevatter oder dem Herrn Sonndso zu nahe zu treten, daß er ein schiefes Gesicht macht.

Einen Wagen läßt man nicht bergab laufen, stellt sich hin, sieht zu und hofft, er werde wohl unten gut ankommen, sondern man schleift an, geht nebenher und lenkt ordentlich. Und wenn ein Mensch in einen Morast geräth, steckt man nicht die Hände in die Taschen und beobachtet, wie er mit jedem Schritt tiefer hinein marschiert, sondern man ruft ihn, zeigt ihm, wo er heraus kann und giebt ihm allenfalls die Hand, daß er wieder auf festen Boden kommt. Man soll es nicht gehen lassen, wenn ein Mitmensch sich selbst oder Andern Schaden thut. Das gehört in das große und heilige Kapitel: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst. — Der Michel wird freilich nie aussterben. Aber ich denke: Rührig und seine Familie wird wachsen und zunehmen. Kannst Du es nicht leiden, daß Zucht geübt, Ernst angewendet, männlich allem Unrecht und aller Unsitte entgegen gearbeitet wird, so laß es gehen.

4. Es soll so sein.

Die Türken sind wunderliche Leute. In neuerer Zeit, wo „hinten in der Türkei“ blutige Kriege waren, ist vielerlei von ihnen geredet und geschrieben worden. In frühern Zeiten waren sie der Schrecken Europas. „Die Türken kommen!“ damit hat man einst die Kinder fürchten gemacht. Jetzund jagen sie uns keinen Schrecken mehr ein, wären vielleicht schon aus Europa hinaus nach Asien geschoben, wohin sie auch gehören, wenn einige große Potentaten darüber einig werden könnten, wie sie ohne großen Streit dann das Türkenland unter sich vertheilten. Das ist nun an den Türken nicht wunderlich, daß sie heruntergekommen sind, dieweil Einer ist, der jedem Geschlechte oder Volke „Ziel gesetzt hat, wie lange und weit es wohnen soll.“ Vermuthlich haben die guten Türken ihre Aufgabe in dem Völkerhaushalt Europas erfüllt und sollen andern Leuten weichen. Ueberdies ist es bei ihrer ganzen Art nicht wunderbar, daß es mit ihnen bergab geht. — Wunderlich ist ihre Kleidung: das um den Kopf gewundene Tuch, die bunte Jacke, die weiten Hosen, die gelben Pantoffeln. Wunderliche Wirthschaft führen sie in den Häusern: haben jeder mehrere, auch viele Weiber, die den ganzen Tag müßig gehen. Wunderliche Regierung ist in ihrem Lande: furchtbare Bedrückung der mittlern und niedern Klassen, selten Recht und Gerechtigkeit für den, der seiner Sache nicht mit Geld nachhelfen, richtiger gesagt, Vorspann leisten kann. Allerlei ließe sich noch erzählen, was uns recht zufrieden machen könnte, daß wir in unserm Deutschland leben, wenn es auch da in diesem und jenem Betracht noch zu bessern giebt. Etwas extra Wunderliches muß ich Euch aber noch berichten. In einer türkischen Stadt bricht Feuer aus. Von Eilenberg sind die Türken neueren Schlages nie ge-

wesen. Sie kommen mit ihren Tabakspfeifen anmarschirt, bleiben wohl auch, so lang es ihnen nicht auf den Rücken brennt, auf den kreuzweis untergeschlagenen Beinen sitzen, sehen dem Brande zu und murmeln: „Kismet," d. i. ungefähr: Es soll so sein, ist von der Vorsehung so geordnet, dawider darf man Nichts thun; es ist Bestimmung. So besagt es ihre Religion und diesen Glauben heißt man „Türkenglauben." — „Das ist aber doch schrecklich! Die Leute richten sich ja muthwillig zu Grunde. Wenn sie bei jedem Unglück, das sie trifft, immer so denken, dann können sie freilich unmöglich zu Erfahrungen kommen und müssen den Krebsgang gehen. „Wenn ich da Etwas zu sagen hätte, da wollte ich aber — —." „Sachte, sachte, Freund, wir wollen uns um die Türken nicht ereifern. Wie sie mit diesem ihrem Glauben fertig werden, ist ihre Sache. Jeder sehe, wie er's treibe." „Aber solch verkehrte Art ist bei uns nicht zu finden." „Wirklich nicht? Schau, da war ein Ehepaar, er nicht gerade fleißig und sparsam, sie nicht gerade ordentlich und haushälterisch. Sie merkten wohl, daß sie auf keinen grünen Zweig kamen. Aber sie waren nach ihrer Art fromm, ergaben sich in ihr Schicksal und meinten: „Es soll einmal so sein, daß wir zu Nichts und Andere zu Etwas kommen." Da hast Du ja die Türken. Ein Kind lag krank. Vielleicht bessert es! Es bessert nicht. In ihrer Angst schickt die Mutter zu einem „gescheidten Mann", einer „klugen Frau" und läßt das Wasser „beschauen." Thee und Arznei langen an. Sie helfen Nichts. Das Kind stirbt. Ein erfahrener Arzt hätte es wahrscheinlich gerettet. Die trauernden Eltern sprechen: „Es hat so sein sollen." Wird ein anderes Kind von ihnen krank, so machen sie es gerade wieder so. Da hast Du die Türken. Es soll so sein. O was wird doch für Frevel mit diesem Worte getrieben. Ich hab es gehört

von einem Vater, als seine zucht- und sittenlose Tochter wieder Mutter ward, ohne Frau zu sein, von einer Mutter, als ihr verkommener Sohn sich freventlich, mit vollem Bewußtsein, nach rohen Scherzen über Tod und Ewigkeit entleibt hatte. Es ist so geordnet gewesen, das habe ich hundertfach vernommen, wo die Schuld an dem Unheil mit Händen zu greifen war, und die Betheiligten ganz böse wurden, wenn sie darauf hingewiesen wurden. — „Aber das gehört doch zu unsrem Glauben. Wir sind gelehrt, daß Einer über uns Alles weiß, in seiner hohen Weisheit Alles ordnet, mit seiner allmächtigen Hand Alles lenkt?" Gewiß! Und dabei soll es bleiben. Wir müßten sonst wie die Ungläubigen, bei den schweren Schlägen, die uns ohne unsre Schuld treffen, verzweifeln. Ohne unsre Schuld. Verstanden? Deinem Pferde legst Du Zaum und Zügel an und es muß nun dahin, wohin Du willst, muß thun, wozu Du es treibst, und es geht ihm, wie Du es bestimmst. Ihm ist Alles geordnet, denn es ist ein unvernünftiges Thier. Wir Menschen aber haben Verstand und Vernunft und sollen uns danach rühren. Wir haben auch freien Willen, das Thun und Lassen, Recht oder Unrecht zu wählen. Der aber über uns thront, läßt uns oft gehen und handeln, wie wir gehen und handeln wollen. Ein Vater läuft seinem großen Sohne nicht auf Schritt und Tritt nach oder zwingt ihn zu Allem, wenn er schon könnte. Er mag selber zusehen! Auch ist uns gesagt, was gut ist. Wir können an den alten, heiligen Geschichten und an den neuen, alltäglichen Geschichten deutlich genug sehen, was wir zu thun und zu erwarten haben. Greif ich fehl, so sagt der im obersten Regimente: „Gut, du hast es gewollt. Deine Sache nimmt nun ihren Lauf." Das ist geordnet: Wie man es treibt, so geht's. Es soll so sein: Was der Mensch säet, das wird er ernten.

Es soll so sein. So darf ich sagen, wenn sich ereignet, worin ich meine Hände überhaupt nicht haben kann, zum Exempel wenn kein Sonnenstrahl, der doch so nöthig wäre, aus den finstern Regenwolken bricht, wenn der Hagel meine Saaten zerschlägt, u. dgl. Wie viele Uebel überfallen uns, bei denen uns ohnmächtige Menschenkindern Nichts übrig bleibt, als die Hände in den Schoß zu legen und nach oben zu schauen. Es soll so sein. So darf ich sagen, wenn ich treu und unermüdet meine Pflicht that, mich mit Händen und Füßen wehrte — und das Unheil bricht doch herein. Nur giebt es dann ein schöner Wort: Vater, Dein Wille geschehe! Man weiß doch solchenfalls, daß man es mit einem Jemand zu thun hat, der allen Verstand und ein Herz voll Liebe für uns hat, nicht aber mit einem blinden, unvernünftigen Etwas, das nur so in der Luft schwebt und jeden Tag jeden überfallen kann. — Es soll so sein, so darf ich nicht sagen, wenn ich mir durch eigene Schuld Elend auf den Hals gezogen, der nahenden Plage mit den Händen in den Taschen zugesehen und Nichts gethan habe, als jammern. Sonst könnte jeder Spitzbube sagen: „Es ist mir geordnet, daß ich stehlen muß," und jeder Lump: „Es soll so sein, daß Nichts an mir ist." Eins soll allerdings sein, wenn wir auseſſen müſſen, was wir uns eingebrockt haben: wir sollen klüger und besser werden. Ist das nicht gut gemeint: aus dem Unglück ein Glück, aus dem Schaden ein Vortheil und zwar einer, der mit Geld gar nicht zu bezahlen ist? Bring Dich nicht drum durch den Türkenglauben! Es möchte Dir sonst noch Aergeres widerfahren.

Vielleicht könnte noch gefragt werden: Wie kommt es, daß die Menschen, die so freiheitswüthig und nach jeglicher Selbständigkeit so lüstern sind, sich unter Umständen so ganz für gefangen ausgeben und gerade die Freiheit, die

sie von Kind auf haben und tagtäglich üben, nämlich Fluch oder Segen zu wählen, so ganz verleugnen? Antwort: weil das sehr bequem ist. Es soll so sein. Dieser Türkenglaube ist ein weiches Polster, darauf man sich setzen, ruhig weiter träumen und duseln kann, ein weiter Mantel, den man umnehmen, mit dem man seine Faulheit und Thorheit zudecken und dabei noch recht fromm erscheinen kann, ein Schlaftrunk, mit dem man das aufgewachte, unruhige Gewissen wieder zum Schlafen bringt. Es soll nicht bei uns also sein!

---

5. Ein Maßstab.

Tuch, Leinwand und Band mißt man nach dem Meter, Bier und Wein nach dem Liter. Meter und Liter sind in ihrer Größe genau festgestellt. Im ganzen deutschen Reiche ist ein Maß und Gewicht. Beide sind in der Regel obrigkeitlich gezeichnet, damit kein Betrug geschehe und kein Käufer Schaden leide. Wo aber der Daumen mit gemessen, und der Schoppen vollgespritzt, statt vollgegossen wird, dahin braucht man nicht mehr zu gehen. Auch kann man den Preller zur Rede setzen. Er wird sich dann wahrscheinlich in Acht nehmen. Wer ganz falsches Maß führt, kann angezeigt und abgestraft werden. Nun messen auch die Menschen einander. Versteht sich, nicht nach der Körpergröße. Die wird bei dem starken Geschlechte festgestellt, wenn es heißt: Soldat oder nicht. Was kann es uns auch kümmern, wie lang oder kurz unser Herrgott jemanden hat wachsen lassen! Das Futteral ist Nebensache, was darin steckt, die Hauptsache. Notabene: so denk ich. Wir messen einander nach dem, was jeder werth ist. Es empfängt jedermann ein Urtheil. Kann auch nicht gewehrt werden. „Sieh Dir die Leute an, mit denen Du umgehst!“ Beschaut man

sich das Geld ordentlich, das einem in die Hände kommt, daß man nicht einen Zehnpfenniger für einen Fünfzigpfenniger, einen neuen Zweier für ein Zwanzigmarkstück nehme, warum nicht viel mehr die Menschen, mit denen man in Berührung kommt? Urtheilen ist noch nicht Richten und Abschätzen noch nicht verdammen. Wornach messen, schätzen nun die Menschen einander? Ja das ist wunderbar, fast wie weiland im deutschen Reich vielerlei Maße bestanden, so verschiedene Maße führen die Leute gegen einander, manchmal eins, über das man gerade herauslachen möchte. Einer mißt seine Mitmenschen nach Mark. Je mehr Mark Einkommen, desto bedeutender für ihn der Mensch. Aber was haben die Mark mit dem Menschen zu thun? zumal wenn einer wahrlich nicht dafür kann, daß er sie hat, er nur ein glücklicher Erbe gewesen oder nur „der Mann seiner Frau" ist? Wie respektabel ist dann ein haushohes, indisches Götzenbild, das dick mit Geld überzogen ist, oder der Strohmann im Krautfelde, wenn man ihm einige Geldsäcke anhängt? — Eine „Dame" mißt andre ihres Geschlechts nach den neuen, modernen Kleidern, die sie jährlich tragen. Auch mancher von den Herren der Schöpfung sieht auf den Rock, statt auf den Mann. Warum hieße es sonst: Kleider machen Leute? Wenn man nun eine Bohnenstange mitunter recht fein herausputzte, wie dann? — Andere messen ihre Nächsten nach dem Vortheil, den sie von ihnen haben: der Gastwirth nach dem Biere, das sie bei ihm trinken, der Kaufmann nach den Waaren, die sie bei ihm holen. An wem Nichts zu verdienen ist, der wird nicht groß „ästimirt." — Jemand soll gesagt haben: „Der Mensch fängt erst beim Baron an." Also nach Namen und Titeln gemessen. Darin sollen die Deutschen stets groß gewesen sein, und die am Verächtlichsten davon reden, würden vielleicht am glücklichsten über ein Titelchen sein. Aber ein beson=

derer Name, wäre er auch zweitausend Jahre alt, ohne einen rechten Mann dahinter, der sagen kann: „Dies Große und Gute habe ich meinen Vorfahren nachgethan," ist nur eine große, schön lackirte Firma mit ellenlangen Buchstaben vor einem leeren Geschäftsladen, ein hübsches Kästchen, darin Nichts und abermals Nichts.

Ein anderer Maßstab und zwar edlerer Art ist das Wissen. Damit wird wenigstens Etwas gemessen, was im Menschen, d. h. in seinem Kopfe ist. Das Maß ist aber da zu verschieden, und eigentlich kann es nur der richtig führen, der selbst etwas Rechtes weiß. Unter Blinden ist der Einäugige König. Der Hohlkopf, der lesen und beinahe richtig schreiben kann, sich aus den Zeitungen mancherlei erschnüffelt hat und Schlauheit und gutes Maulwerk besitzt, die angelernten Redensarten überall wieder an den Mann zu bringen, gilt unter Unwissenden leicht als ein Salomo. Kenntnisse allein machen den Menschen nicht. Sie zu erwerben, dazu hat nicht jedermann Zeit und Gelegenheit. Bei allem Wissen kann jemand nicht einen Heller werth sein. Wie der Mensch ist, darauf kommt Alles an. Sein Werth oder Unwerth liegt in seinem Herzen, seiner Gesinnung. Bislang aber hat Niemand ein Fensterchen an der Brust, daß wir hineinschauen könnten. Wir können nur messen nach dem, was vor Augen ist, aber aus dem Innern herauswächst: die Thaten, d. h. alle, nicht eine, — den Lebenswandel. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!" Da sollte nun Ein Maß sein, denn schlecht ist schlecht, recht ist recht — offenbar. Ist es es aber nicht. Habt Ihr Euch nicht schon gewundert, daß der, welcher 10 Mark aus einem Tischkasten gestohlen hat, ein gemeiner Spitzbube heißt, vor dem man Abscheu hat, von dem aber, der durch schlauen Betrug ein Vermögen zusammengebracht, aus Anderer Taschen zusammengestohlen

hat, ohne daß man mit dem Gesetz an ihn konnte, gesagt wird: „Ein feiner Kopf, hat die Umstände klug benützt, allen Respekt!" und vor ihm tief der Hut abgenommen wird? Was muß das für ein Maß sein, nach dem ein Einbrecher für ehrlos gilt, ein Ehebrecher aber, ein grund=gemeiner Mensch, der überall der Unschuld nachstellt, ein Säufer, der, wenn er voll ist, sich wie ein wildes Stück Vieh geberdet, ein „ganz achtbarer Mann" heißt, der „nun einmal seinen Fehler hat und manchmal über den Strang schlägt?" Es ist über die Maßen traurig, wie verwirrt und verkehrt selbst bei solchen, die für gebildet gelten wollen, die Ansichten und das Gefühl von dem sind, was recht und unrecht, edel und gemein ist. Niemand nennt das Schwarze weiß und das Bittere süß. Er würde sonst als Lügner gescholten. Aber an den Menschen wird das Gemeine für fein und das Schlechte für recht ausgegeben. Was nicht mit Gefängniß und Zuchthaus bestraft wird, ist „eine Schwachheit, die zu übersehen ist." (Wohlverstanden! wir reden nicht von „einem Fehler, von dem ein Mensch einmal übereilt wird", sondern von seinem Wandel.) Und dazu schändet man noch das heilige Wort Nächstenliebe und hält es für Liebespflicht, über den sittlichen Schmutz das Mäntelchen eines wohlklingenden Wortes zu hängen, die Frechheit mit der Schwachheit zu entschuldigen. Das Strafgesetzbuch ist ein zu kurzes Maß. Es giebt nur Einen Maßstab, nach dem wir uns und Andere messen sollen: Gottes Wort und Gebot. Darnach hat man sonst allgemein gemessen und hat gewußt, wie man mit jemandem daran ist. Es führen ihn schon noch Leute. Man heißt sie altväterisch und sie sind meist einfacher Art. Von solchen habe ich gehört: „Den kann ich nicht respektiren, mag mit ihm so wenig als möglich zu thun haben, was auch sonst aus ihm gemacht wird. Er treibt es ja auf

eine gottlose Art." Dieser Maßstab ist von der höchsten Obrigkeit festgestellt und gezeichnet, wird auch nicht abgeschafft werden, wenn die Meter etwa wieder abkämen. Durch die falschen Maße, die aufgekommen sind, Menschen zu messen, ist Vielen schon Unheil erwachsen. Womit man umgeht, das hängt einem an, und wer Pech angreift, besudelt sich. — Hast Du noch den alten, rechten Maßstab, so laß ihn Dir nicht fälschen! Bisweilen unternimmt unser Herrgott eine strenge Revision aller Maße. Wer da ein falsches führt, muß es büßen. Er will aber auch selbst einst uns Alle nach seinem Maße messen und soll jedermann „empfangen, wie er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse." Was wirst Du dann für ein Gesicht machen, wenn Du siehst, daß Deine ganze Messerei grundfalsch war, Deine Respektsleute, nach denen Du Dich gerichtet hast, als Deine Verderber, und die Du Nichts geachtet hast, als Deine guten Vorbilder herauskommen, aber leider zu spät? und daß Du Dich an Dir selber vermessen hast? — Hast Du den alten, rechten Maßstab für Andere, so miß Dich auch selbst daran. Miß nicht Andere streng und gieb bei Dir selbst zu, so etwa, wie es die Pharisäer machten. Streng gegen Dich selbst, mild, aber wahr gegen die Andern. Mit dem Maße, da Ihr mit messet, wird man Euch wieder messen.

---

6. Ich.

Glaubst Du, ich wollte von mir erzählen? Fällt mir nicht ein. Würdest auch nicht viel Besonderes hören, wenn ich es thäte. Wahrscheinlich von viel Leid, mancher Freud' und des großen Gottes Barmherzigkeit. Bin nicht der Meinung, daß ich die Welt mit meiner Lebensgeschichte be-

schenken müsse, weil ich mich nicht für so außerordentlich wichtig halte. Es ist schon wahr, daß man aus dem Lebensgange eines Menschen viel lernen kann. Erfahrung wird billig von Andern geborgt, theuer aber selbst erworben, weil Schaden erst klug macht. Aber was ich zu sagen hätte, kann Dir auch ein Anderer erzählen, wenn auch mit andern Umständen und aus andern Zeiten. Die Sache bleibt dieselbe, ist also nicht neu und absonderlich, wie das, wonach den Lesern gewöhnlich die Ohren jucken. Nothwendig erscheint mir, daß jeder für sich allein in den Spiegel seines Lebens schaue, als daß irgend ein Beliebiger Andern den Spiegel hinhalte und sage: „Sehet, das bin ich!" und hat doch kein Mensch verlangt, ihn zu sehen. Von Dir, von jedem unter uns will ich reden. Ich ist ein kleines Wort, hat nur drei Buchstaben, ist aber ein großes Ding. Was der Kern in einer Nuß, von Schale und Haut befreit, das ist das Ich bei mir: mein innerstes, eigenstes Wesen, meine besondere Art, Alles was ich an sonderlichen Anlagen und Kräften von oben auf die Lebensreise mit bekommen habe und mir von den Eltern aus angeboren ist. Es kann also sehr viel in dem Ich stecken, selbst in einem Ich, von dem nicht viel Wesens gemacht wird, freilich auch wenig. Die Nüsse sind nicht alle voll. Indessen ganz leer ist von Anfang her kein Ich. In jedem ist Unvergängliches: die unsterbliche Seele. „Wir sind göttlichen Geschlechts." Dazu Angeerbtes: Menschenart. Giebt es eine „Vererbung" an Gesicht, Augen, Haaren, überhaupt am Leibe, der doch nur die Menschenschale ist und bald genug zerbröckelt, warum denn dann nicht am Kern, dem inwendigen Menschenwesen, dem besseren Theil? — Wie an einem Baum nicht zwei Blätter ganz gleich sind, — ein berühmter Weltweiser hat Stunden lang vergebens zwei gleiche gesucht — wie zwei noch so ähnliche Menschen nie ganz gleiche Gesichter haben,

so sind auch nie zwei Personen in ihrem innern Wesen ganz gleich, Vater und Kind nicht, Bruder und Bruder nicht. Jede hat etwas Besonderes. Ich bin anders, als ein Anderer. Darum sage ich, wenn ich mein Besonderes meine: Ich, den Andern nenne ich Du. Wir sind viele Ich neben einander gesetzt. Das ist gut. Das Leben ist eine Schule. In der Schule sind viele Kinder beisammen. Eins lernt vom andern, eins wird durch die andern gezogen, eins soll durch die andern seine Unarten los werden und gute Art annehmen. Freilich verpflanzt sich auch leicht die schlechte Art des einen auf andere, wenn nicht Lehrer und Eltern scharf auf das Kind achten und dieses sich nicht selbst in Acht nimmt. Ich bin nicht vollkommen. Ich habe zwar in mir Etwas vor Andern voraus, einen Vorzug, aber mir fehlt auch wieder, was Du, was ein Dritter hat. Das Fehlende soll ich mir aneignen. Ich habe auch an mir, was nicht sein soll. Das soll ich durch den Verkehr mit den andern Ichs los werden. Wer meint: „Wie ich bin, so bin ich recht und gut," der ist der Pfau auf dem Hofe: ein eingebildeter Narr. Wer dagegen bedenkt, daß jeder um ihn her auch sagen kann: „Ich, und etwas Besonderes hat und ist, der gleicht dem Veilchen im Garten, ist ein bescheidener Mensch. Das Veilchen blüht vielleicht im Verborgenen, aber es hat einen köstlichen Duft, wird gesucht und gefunden und erfreut die Menschen. Fände es aber Niemand, so sieht es doch Der, der es geschaffen, und ich glaube, er freut sich erst recht darüber. — Man soli auf sich selber halten, in Kleidern und Gliedern und Gesicht, aber vollends innerlich auf sein Ich. Vergiß es nie, Du hast und Du bist etwas Besonderes! „Der rechte Mann ist seines Werths sich wohl bewußt." Das ist der wahre, edle Stolz. Dieser ist heilsam und bewahrt vor dem Gemeinem. Nur ist es schwer, zu wissen, worin mein „Werth"

liegt, das Besondere außer dem Allen gleichen Werth, ewig und für Ewiges bestimmt zu sein. Dazu gehört, sich und sein Selbstwerk aufrichtig zu prüfen, so etwa, als hätte man es mit einem fremden Menschen zu thun. Mancher hat sich schon in sich selber getäuscht. „Nur die Lumpe sind bescheiden“ — das will sagen: wer selbst nichts Eigenes mehr ist, wer „sich weggeworfen“, gleich dem verlorenen Sohn sein Erbtheil, daß inwendige nämlich, umgebracht hat, sich selbst nicht mehr achten kann, der kriecht, schlängelt und schmeichelt sich durch Menschen und Leben hindurch und wird aller Leute Schuhputzer. — Halte auf Dich! Der Umgang mit den Menschen soll Dich abschleifen, scharfe Ecken Deines Wesens entfernen, aber nicht zerschleifen. Ich verliere mich selbst, mein besseres Ich, wenn ich zu viel mit den Menschen verkehre. Das Geldstück, das immer durch die Hände gegangen ist, büßt endlich Bild und Ueberschrift ein. Zuletzt ahnt man nur noch, was es werth gewesen. Man sieht nicht wenig solche abgegriffene Menschenmünzen rings umher. Man heißt sie mit Recht Schablonenmenschen, einer gleich dem andern, ohne einen eigenen Gedanken, ohne eine selbstgewonnene Ansicht, ohne Halt und Charakter, aber mit den gleichen Fehlern und Thorheiten. Das hat der alte heidnische Weise wahrscheinlich auch erfahren, da er am hellen Tage mit brennender Laterne auf den Straßen umherging und den darüber Verwunderten sagte: „Ich suche Menschen.“ Kein Wunder, wenn unartige Leute, die aber ein Ich haben, d. h. etwas Besonderes denken und wollen, die Menge verwirren und zu Thorheiten verführen, sei es im Religiösen, sei es im Politischen. Nullen werden erst Etwas, wenn eine Eins davor tritt. Will man sein Ich behalten, so muß man für sich sein und für sich bleiben, etwa auch mit edlen Geistern der Vergangenheit und Gegenwart in guten Büchern verkehren. Doch wieder nicht zu viel allein!

Sonst wird man einseitig. Das Ich, das Besondere, macht sich dann zu breit, wie die Pflanzen hoch aufschießen und wuchern, wenn sie nicht an die Luft gebracht werden. Der Mensch wird dann ein Sonderling, ein närrischer Kauz mit verbohrten Ansichten, eigenthümlichen, auch wohl lächerlichen Gewohnheiten, ein nie zu belehrender Dickkopf, wenn er sehr begabt ist, ein sogenannter Stockgelehrter. Du mußt nun selber an Dir lernen, wie viel Einsamkeit und Gesellschaft für Dich taugt, gleich als Du weißt, wie viel an Essen und Trinken Du vertragen kannst.

Ich -- von vielen Leuten, auch solchen, deren Kern vertrocknet ist, hört man im Gespräch immer: Ich — ich — ich. Wann gackert die Henne? Wenn sie ein Ei gelegt hat. Hörst Du das Gackern in dem Ich — ich — ich? Nun suche hinter dem Ich! Du findest am Ende gar kein Ei, gar Nichts, was der Mühe werth war, davon zu reden oder ein geborgtes. Es ist spaßig, wenn jemand immer sich selbst aufmarschiren läßt und auch noch die Musik dazu macht. Er weiß wohl, warum: daß die Leute den Respekt vor ihm bekommen, den sie sonst wohl nicht hätten. Genug unkluge Vögel bleiben an der Leimruthe hängen. Wer Etwas aus sich zu machen weiß, gilt für Etwas. Das ist die grobe Art, nach der es heißt: Erst komme ich, dann wieder ich und noch einmal ich — und dann lange Niemand. Es giebt auch eine feine Art, wo das Ich überall hinter den Worten steht. Ich habe oft die Kunst bewundert, mit der manche das Gespräch stets so zu drehen wissen, daß auf sie ein Strahl des Ruhms, auf die Andern ein Schatten des Tadels und Verdachts fällt. Und wie schlau weiß es ein rechter Ich-Mensch anzufangen, irgend einen Vortheil zu erlangen, klug wie die Schlange, nur nicht ohne Falsch, wie die Taube. Das Ich guckt ihm oft zu den Augen heraus. Er hat die Augen überall, einen Fisch zu

angeln. Kalt, lauernd schaut er Dich an, ob Etwas an Dir zu profitiren ist oder nicht. Sprich von fremder Noth, von einem uneigennützigen Liebeswerk, es ist, als ob der Schlaf über ihn käme, es interessirt ihn nicht, denn er hat Nichts davon. Diese Ichsucht oder Selbstsucht ist ein großes Uebel. Das gäbe ein lehrreiches Buch, wollte einer einmal die schnöde Selbstsucht mit ihrem elenden Gefolge in Staat, Gemeinde, Familie abmalen. Es würde nur zu groß werden und Aerger erregen. Wenn der Arzt herzhaft auf die Beule greift, schreit der, welcher sie hat, es thut ihm weh. Wohl uns, daß die Selbstsucht noch nicht Alle und Alles regiert. Sonst führten Alle gegen Alle den Krieg und es wäre, wie unter den Thieren, da eins immer wieder das andere auffrißt. Zum Ich gehört stets ein Du und auf das Wir folgt gleich hinterher das Ihr und verlangt gebührende Rücksicht, nicht nur in der Sprachlehre, sondern auch im Leben, wie das alte Gebot sagt: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst!

Inhalt.

Sonn- und Festtage.

Tages- und Jahreszeiten.

Häusliches.

Alltägliches.

